DAN SHOCKER's Macabros



PARIS

Nr. 79

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.50
Schwed. Kr. 3.75 incl. moms
Italien L 600; Spanien Pts 60
Printed in Germany

Die Nachtseelen von Zoor



Nr. 79

Die Nachtseelen von Zoor

(1. Teil)

Er erwachte ohne sichtlichen Grund und war von einer Sekunde zur anderen voll da. War nicht ein Geräusch gewesen, das ihn geweckt hatte? Gaston Belmonds Sinne waren geschärft. Wenn man wochenlang durch den Dschungel wandert, werden die Sinne sensibler und reagieren auf jedes Geräusch. Selbst im Schlaf. Ein dumpfes, fernes Grollen hatte ihn munter gemacht. Das gehörte nicht zu den Geräuschen der Nacht, die für den Urwald typisch waren. Der fünfundvierzigjährige Franzose richtete sich auf und warf einen Blick auf die Frau an seiner Seite. Luciles Augenlider zitterten. Auch sie reagierte, wenn auch verspätet. »Was ist los?« fragte sie schlaftrunken, rieb sich die Augen und fuhr sich durch das lange, honigblonde Haar. »Keine Ahnung! Es hat sich angehört, als wäre ein Baum umgestürzt«, erwiderte der braungebrannte Mann leise. Er beugte sich nach vorne und drückte den Zelteingang auseinander. Vor ihm lag der freie Lagerplatz. In der Mitte war noch die Feuerstelle zu sehen, wo sie am frühen Abend zusammen gegessen hatten. Links daneben stand ein zweites, genau ihm gegenüber ein drittes Zelt. In dem einen war sein Freund und Begleiter, Albart Nevieux, untergebracht, ein Mann, dessen Her- und Landschaftsfotografien weit über die Grenzen seiner Heimatstadt Paris bekannt und bekannt und beliebt waren.

In dem anderen lagen die fünf Träger der Expedition, die Gaston Belmond in eigener Initiative zusammengestellt hatte und durchführte.

Alles ringsum war wieder still – bis auf die typischen Geräusche der Dschungelnacht: Piepsen, Rascheln, Rauschen in den großen Baumwipfeln, das Knacken von Asten, wenn in unmittelbarer Nähe des Lagers ein Tier sich durchs Unterholz bewegte. Manchmal kreischte ein Vogel, daß es sich anhörte, als befände er sich in Todesnot.

Über die kleine Lichtung, auf der sie rasteten, spannte sich der dunkle, klare Nachthimmel, an dem tausend glitzernde Sterne standen.

Das kalte ferne Licht lag schimmernd auf den fleischigen Blättern der Büsche und Bäume und vertrieb die Finsternis vom Lagerplatz.

Gaston Belmond erkannte im Zelt gegenüber plötzlich eine heftige Bewegung.

Die Wände bäumten sich nach außen, als würde jemand von innen dagegen drücken. Der Eingang wurde aufgerissen, und geduckt liefen zwei, drei dunkelhäutige Gestalten ins Freie.

Die Träger!

Was war nur los? Sollte wegen eines bisher nicht identifizierbaren Geräuschs im Zelt dort drüben Angst und Furcht eingezogen sein?

Belmond hatte bei der Auswahl der Eingeborenen gesonderten Wert darauf gelegt, daß sie fortschrittlich eingestellt waren.

Heutzutage war es schließlich nicht mehr so wie vor hundert oder hundertfünfzig Jahren, als die ersten Europäer im schwarzen Kontinent ihre Forschungsreisen durchführten.

Die meisten Stämme in diesem Bezirk, wo Gaston Belmond mit seinen Begleitern hingekommen war, hatten auf irgendeine Weise schon Berührung mit Weißen gehabt.

»Was ist denn los?« rief er über den nächtlichen Platz. »Warum lauft ihr denn davon?«

Er bediente sich der Eingeborenensprache. Außer seiner Leidenschaft für abenteuerliche Reisen gab es kaum eine' Sprache der Welt, in der Belmond nicht mindestens einen Satz hätte sagen können.

Die weißen Augäpfel der Neger leuchteten in der Dunkelheit. Die Männer machten keine Anstalten stehen zu bleiben. Wie von Furien gehetzt, stürzten sie nach allen Seiten, brachen in die Büsche und verschwanden im Dschungel.

Das war Belmond zuviel.

Mit einem Fluch auf den Lippen warf er das Moskitonetz zurück und kroch nach draußen.

Auch die beiden anderen Träger, die sich noch im Zelt befanden, tauchten am Eingang ihrer Unterkunft auf und starrten entsetzt in die Richtung, aus der Belmond kam. Sie liefen dann davon, ohne auf seinen Zuruf zu reagieren.

»Stehen geblieben! Bleibt hier! Verdammtes Pack«, brüllte der Franzose aufgebracht durch die Nacht. »Ich habe euch bezahlt… Ich hab' ein Recht darauf, daß ihr bis zum Ende unserer Reise dabei seid…«

Die Schwarzen dachten nicht daran zu gehorchen.

Auch Albert Nevieux, der Fotograf, kroch aus seinem Zelt.

»Verdammt noch mal!« fluchte er. »Was ist denn hier los? Du machst einen Lärm, als ob dir sämtliche Träger davon gelaufen wären.«

»Genau! Damit triffst du den Nagel auf den Kopf«, entgegnete Belmond. »Die Kerle sind verrückt. Irgendetwas scheint ihnen über die Leber gelaufen zu sein, wenn…«

Er unterbrach sich, als er sah, wie die Augen seines Gegenüber sich plötzlich weiteten.

»Nichts geschieht ohne Grund«, kam es über Alberts Lippen. »Dreh' dich um, Gaston… Schau dir das an!«

Belmond wandte den Kopf. Genau hinter seinem Zelt, nur wenige Schritte entfernt, befand sich etwas, das bei ihrer Anwesenheit noch nicht da gewesen war.

Gaston Belmond wollte sprechen, doch die Worte blieben ihm im Hals stecken.

Zwischen dem Dickicht hinter der ersten Reihe der Baumriesen, die

den Lagerplatz säumten, befand sich eine Ruine, die entfernte Ähnlichkeit hatte mit den Renten einer mittelalterlichen Burg.

Grobes Mauerwerk ragte schräg aus dem Boden und wurde flankiert von einem gewaltigen, halb abgebrochenen Turm, dessen Zinnen in der Dunkelheit mehr zu ahnen, denn zu sehen waren.

Es schien, als wäre dieses steinerne Ungetüm innerhalb der letzten Minuten wie ein Monster der Urzeit aus dem Boden gekrochen.

Aber – Steine waren tot. Sie konnten sich nicht bewegen.

Wie in Trance gingen Gaston Belmond und Albert Nevieux auf die Erscheinung zu…

*

Erscheinung?

Im ersten Moment konnte man das Objekt aufgrund der besonderen Umstände, mit der es sichtbar wurde, dafür halten.

Doch als die beiden Männer unmittelbar davor standen, begriffen sie, daß sie keiner Halluzination zum Opfer gefallen waren. Es handelte sich zweifellos um die Reste einer Burg! Mitten im Urwald des Kongo!

Eine paradoxere Situation konnten sich die beiden Männer im Moment nicht vorstellen.

Gaston Belmond ging in die Hocke und tastete vorsichtig nach einem massigen Steinquader, der zur Stützmauer der Ruine gehörte. Kühl und rauh fühlte sich die Oberfläche an.

Direkt dahinter begann ein großer Torbogen, der in eine unbekannte Finsternis führte.

Die Steine waren alt, aber sie hatten niemals hier im Dschungel gelegen! Sie waren weder mit Moos überwachsen, noch vom wild wuchernden Dschungel in Mitleidenschaft gezogen.

Aus dem Zelt trat nun auch Lucile Belmond.

Die honigblonde Französin, mit dem Baby-Doll-Gesicht und den geschmeidigen Bewegungen einer Katze, kam um das Zelt herum. Sie begriff ebenso wenig wie die beiden Männer, was da im Dschungel hinter ihnen aus dem Nichts entstanden war.

»Hier spukt’s«, nickte der Fotograf aus Paris. »Die Sache ist natürlich hochinteressant für mich. Ein solches Motiv mitten im Dschungel bekommt man nicht alle Tage vor die Linse. Ich hole schnell meine Kamera, bin sofort wieder da…«

»Bring’ noch ’ne Taschenlampe mit«, sagte Belmond mit belegter Stimme. »Ich möchte dieses Wunderding bei Licht näher betrachten.«

»Gaston«, wisperte Lucile, »was hat das alles nur zu bedeuten?«

Die dunklen Augen der schönen Frau blickten ängstlich.

»Keine Ahnung, Cherie. Wenn ich es wüßte, wäre mir auch

wohler.«

Er dachte an die Träger und sprach über sie. Er konnte ihr Verhalten nun verstehen. Auch sie hatten das Geräusch gehört – noch vor ihm. Voller Entsetzen hatten sie von ihrem Zelt aus gesehen, wie sich aus dem Nichts Reste einer Burg materialisierten.

Die abergläubischen Eingeborenen wußten keinen Rat, fanden keine Erklärung. Damit standen sie mit den Weißen, die sie hierher begleitet hatten, auf einer Ebene. Auch Belmond, seine Frau und Albert Nevieux konnten sich den mysteriösen Vorgang nicht erklären.

Der Fotograf brachte außer seiner Kamera zwei Taschenlampen mit.

Die eine knipste Belmond sofort an.

Wie ein riesiger Geisterfinger wanderte der Strahl lautlos über die kahlen, grauschwarzen Wände des klobigen Gesteins, über die Rundungen des Turms mit den winzigen Fenstern und den Torbogen hinweg, um dann wieder zitternd vor den Füßen des Mannes zu verharren.

»Bleibt hier«, sagte Gaston Belmond unvermittelt.

»Was hast du vor?« fiel Lucile ihm ins Wort. »Ich bleibe auf keinen Fall allein hier…«

»Das sollst du auch nicht, Cherie«, entgegnete der Mann. »Albert ist bei dir.«

»Was hast du vor?« wiederholte sie.

»Bevor ich mir die Ruine von innen ansehe, will ich erst wissen, wie groß der Komplex eigentlich ist, der hier vom Himmel herunter gefallen ist… Daß Teile von Skylab auf die Erde flogen, daran ist nicht mehr zu zweifeln. Daß aber Teile von Burgen herabstürzen, daß ist das neueste…«

»Vielleicht steckt ein spleeniger Ölmillionär dahinter«, warf Albert unvermittelt ein.

»Und was soll er damit zu tun haben?« fragte Lucile Belmond.

»Ganz einfach. Diese Leute wissen ja nie so genau, was sie mit ihrer Zeit und vor allem mit ihrem vielen Geld anfangen sollen. Bevor es ihnen langweilig wird, kommen sie auf die verrücktesten Ideen. Ich kenne einen, der hat vor Jahren in Schottland ein verwittertes Castle Stein für Stein abtragen und auf seinem Landsitz in Kalifornien wiederaufbauen lassen. Gewissermaßen als Wochenendburg auf seinem zwanzigtausend Quadratmeter großen Anwesen!« Gaston warf einen Blick in den nächtlichen Himmel. »Die Maschine hat keiner von uns gehört. Vielleicht hat der Pilot nicht mal gemerkt, daß er seine Fracht verloren hat.«

Nevieux grinste von einem Ohr zum anderen und glaubte dieser mysteriösen, beängstigenden Situation einen Touch ins Lächerliche gegeben zu haben.

Belmond mußte unwillkürlich lachen. »Also – bleibt zusammen! Wenn etwas sein sollte, ruft! Ich geh' um das Ding mal 'rum…«

Er ging auf den Turm zu, als er plötzlich stutzte.

»He?« sagte er verwundert. »Was ist denn das?«

Der Lichtstrahl seiner Taschenlampe fuhr ruckartig in die Höhe und leuchtete die Steine ab, die zwischen der Rundung des Turms und der anschließenden massiven Mauer aufgerissen waren.

Interessiert trat er näher. Auch Albert Nevieux tauchte neben ihm auf. Die Steine waren von eigenartigen dunklen Adern durchzogen, die der Oberfläche eine erhabene Struktur verliehen.

War es das Licht – oder narrten ihn seine überstrapazierten Nerven?

Diese langen aderähnlichen Gebilde, etwa so dick wie ein Finger, bewegten sich!

Das hatte überhaupt nichts mit dem Licht- und Schattenspiel zu tun.

Noch ehe er und Nevieux etwas sagen konnten, passierte es schon.

Etwas Schwarzes glitt aus dem Stein, als hätte es sich durchgefressen. Es war etwa dreißig Zentimeter lang, feuchtschimmernd und glatt wie ein Aal und dick wie der Zeigefinger eines kräftigen Mannes.

Das Ding sprang ihn an!

Genau auf seine Hand zu, die die Stablampe hielt.

Gaston Belmond zuckte zusammen, ein schriller Aufschrei entfuhr seiner Kehle.

Das schlangenförmige, aalglatte Ding schob sich blitzschnell unter seinen Hemdsärmel, und er spürte den kalten, glitschigen Körper auf der Haut seines Unterarms. Das Ding glitt nach oben.

Belmond wirbelte herum. Er schüttelte seinen Arm wie von Sinnen, ließ die Taschenlampe fallen und griff mit seiner Rechten nach dem Ärmel des linken Armes.

Er machte sich nicht die Mühe, erst den Knopf zu öffnen. Mit fahriger Bewegung riß er die Manschette in die Höhe und zog zitternd den Hemdsärmel über den Ellbogen, als er schon den scharfen Schmerz verspürte. Er meinte, jemand würde mit einer dicken Nadel seine Vene anstechen.

Im gleichen Moment registrierte er das Ungeheuerliche, Unfaßbare, das ihn erschauern ließ.

Das schwarze, glatte Ding hatte mit einem einzigen Biß seine Vene geöffnet. Ein Blutstropfen quoll hervor, der in die Mundöffnung der vampirischen Kreatur rollte. Im nächsten Moment schlüpfte das unheimliche, schlangenartige Etwas in die Vene – und weiter in Gaston Belmonds Körper. Dem Franzosen standen vor Grauen die Haare zu Berge…

*

»Irgend etwas ist da faul. Seit einer Woche kann ich ihn nur am späten Abend erreichen, und er behauptet, nicht viel Zeit zu haben. Ich solle mich kurz fassen, wenn ich etwas auf dem Herzen habe.«

Der Mann, der so sprach, saß in einem der besten Feinschmeckerlokale in Paris. Es war – Jacques Belmond, der Sohn des Amateurarchäologen und Privatgelehrten Gaston Belmond.

»Verstehen Sie sich mit Ihrem Vater nicht? Gibt es Probleme?« Der Mann, der dies fragte, hieß Marcel Leclerque. Et war Privatdetektiv und von Jacques Belmond in das Lokal gebeten worden.

»Im Gegenteil! Ich habe mit meinem Vater ein ausgezeichnetes Verhältnis. Aber er hat sich verändert. Seitdem er von der Reise zurück ist…«

»Und das schließen Sie aus der Tatsache, daß er sich nur noch abends sprechen läßt?«

»Das ist nur ein Punkt, Monsieur Leclerque. Es ist die ganze Art und Weise, wie er zu mir spricht. Er hat mit einem Mal so wenig Zeit.«

»Ist Ihr Vater – Witwer?«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Es könnte bedeutsam sein…«, entgegnete Leclerque, ein großer, gutaussehender Mann mit schwarzem, gelocktem Haar, Augen mit einem warmen Braunton und einer geraden, aristokratischen Nase. Seine Stimme klang dunkel und angenehm, und Jacques Belmond konnte sich nicht vorstellen, daß dieser Mann jemals laut reden oder gar schreien würde.

»Mein Vater ist verheiratet – und zwar mit seiner ersten Frau, die meine Mutter ist«, entgegnete Belmond. Er betonte jedes einzelne Wort. »So gesehen, Monsieur Leclerque, befinden Sie sich mit Ihrer Kombination auf dem Holzweg. Wenn Sie allerdings meinen, daß mein Vater eine Freundin hätte – das kann ich natürlich nicht wissen. Obwohl ich das Gefühl habe, daß meine Eltern eine gute Ehe führen und sich prächtig verstehen. Meine Mutter ist eine ausgesprochen gutaussehende, interessante Frau…«

»Um so besser. Dann können wir das ausschließen.«

»Dennoch verstehe ich nicht, worauf Sie eigentlich hinaus wollen«, warf Belmond ein. Er hatte von Freunden gehört, daß Leclerque zuverlässig in seinem Fach wäre und die erstaunlichsten Dinge zuwege brächte. Belmond hatte nie im Leben zuvor etwas mit einem Privatdetektiv oder der Polizei zu tun gehabt.

»Lassen wir das jetzt«, nickte Leclerque, griff nach seinem Glas, lächelte Belmond zu und nahm einen Schluck Rotwein. »Erzählen Sie weiter! Ich bin unhöflich, Monsieur… Entschuldigen Sie! Ich

unterbreche Sie sehr oft.«

»Allzuviel gibt es da nicht mehr zu berichten. Es ist die Veränderung, die mir aufgefallen ist. Es ist, als stehe mein Vater unter einem Druck, als würde er bedroht… Und warum, so frage ich mich, ist er tagsüber nicht mehr erreichbar? Das war früher ganz anders. Das hat sich geändert, seit seiner letzten Forschungsreise…«

»Was sind das für Reisen, die Ihr Vater immer unternimmt?«

»Reisen aus Neugierde und Besessenheit. Es bereitet ihm einfach Freude, sich die Welt anzusehen. Aber nicht als Massentourist, sondern als Individualist. Er benutzt Wege, die sonst niemand sucht. Er jagt in Afrika, auf Sumatra und Borneo ebenso wie in Indien. Er ist stets auf Entdeckungen aus, weil die Welt, wie er glaubt, noch viele Rätsel und Geheimnisse birgt. Wenn er unterwegs ist, fühlt er sich stets als Forscher und Sucher und hofft, eines Tages durch Zufall oder gezielt eine entscheidende Entdeckung zu machen. Wie einst Heinrich Schliemann… Das hat er sogar schon wörtlich gesagt… Mein Vater ist ein großartiger, interessanter Mensch. Er ist vielseitig, hat Verständnis für alles, und wenn man bedenkt, daß er erst Mitte Vierzig ist, hat er es in der kurzen Zeit schon sehr weit gebracht.«

Leclerque nickte. Er kannte die Familiengeschichte der Belmonds. Vor hundert Jahren hatte der Großvater von Gaston Belmond im Gebiet der Languedoc und Rousillon Felder mit Rebstöcken gekauft und mit einem kleinen Winzereibetrieb begonnen. Noch Gaston Belmonds Vater war es nicht gelungen, die Firma über die Ansätze eines kleinen Familienbetriebes zu erweitern. Erst der junge Gaston nahm die Sache in die Hand. Mit modernem Management zog er einen Reklamefeldzug auf, machte den Namen Belmond in ganz Frankreich berühmt, änderte die Etiketten auf den Weinflaschen und investierte, daß man befürchtete, die nächsten Generationen würden noch bis zum Hals in Schulden stecken. Aber die kaufmännische Kalkulation Gaston Belmonds erwies sich als goldrichtig.

Der Privatdetektiv griff unvermittelt nach der mitten auf dem Tisch stehenden Weinflasche. Er drehte sie so, daß er das verschnörkelte und auffallende Etikett betrachten konnte. Auf ihm prankte der Name ’Belmond’ in goldenen Buchstaben, als Zeichen für die Güte eines besonderen Weines.

»Ihr Vater ist demnach auch ein sehr großzügiger Mann«, sinnierte der Detektiv aus Paris. »Er läßt Sie studieren, macht Ihnen keinerlei Vorschriften und zwingt Sie nicht, unbedingt auch Weinbauer zu werden, um später mal den elterlichen Betrieb zu übernehmen. Einen Mann mit derart großem Herzen findet man leider nur selten…«

Jacques Belmond nickte. »Sie sprechen mir aus der Seele, Leclerque.«

»Es ist also nicht die Sorge darum, daß etwas auf dem Gut Saint

Martin vorgeht, wovon ich nicht die geringste Ahnung habe. Manchmal kommt es mir so vor, als wolle Vater mir etwas sagen, wenn sich die Gelegenheit dazu biete, aber – entschuldigen Sie bitte, daß ich jetzt so drastisch werde – dann scheint irgendetwas mit einer Pistole im Nacken hinter ihm zu stehen und ihn davon abzuhalten.«

»Sie denken an – Erpresser?«

»Ja. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«

»Aber dann, Monsieur, verstehe ich eines nicht. Wieso wenden Sie sich an mich und nicht direkt an die Polizei? Das würde Sie erstens keinen Sou kosten und wäre zweitens der folgerichtige Weg, den Sie gehen müßten…«

»Diesen Gedanken hatte ich auch'. Aber es sind die Zweifel, die mich davon zurückhalten. Welche Beweise habe ich? Keine! Ich kann der Polizei mit nichts weiter kommen, als mit einem Verdacht. Und der ist verdammt gering. Schließlich spricht mein Vater mit mir, schließlich ist er zu Hause. Ich brauchte eigentlich nichts anderes zu tun, als einfach hinzufahren.«

»Und warum, Monsieur Belmond, tun Sie das nicht?«

»Wieder aus Angst. Nach seiner Rückkehr aus dem afrikanischen Busch war er sehr einsilbig und hat kaum etwas über seine Reise gesprochen. Er ließ mich wissen, daß er sich nicht wohl fühle und ihn diesmal die Reise sehr angestrengt habe. Sonst, wenn wir miteinander telefonieren, fragt er nach meinem nächsten Besuch. Aber diesmal – kein Wort!«

»Das allerdings ist merkwürdig«, nickte Leclerque nachdenklich. »Und durch ein unverhofftes und nicht angemeldetes Auftauchen auf dem Gut fürchten Sie, etwas verkehrt zu machen, nicht wahr?«

»Genau, Monsieur! – Ich möchte, daß Sie dies für mich tun. Ich würde Ihnen die Pläne des Besitzes von Saint Martin zu treuen Händen überlassen, damit Sie sich mit der Lage der Gärten und Gebäude und den Räumlichkeiten vertraut machen können. Gehen Sie äußerst vorsichtig und geschickt vor!«

»Das, Monsieur, ist meine Spezialität«, fiel der Privatdetektiv ihm ins Wort.

Belmond fuhr fort, als hätte er die Bemerkung seines Gesprächspartners überhaupt nicht gehört. »Versuchen Sie herauszufinden, was auf dem Gut vorgeht, weshalb mein Vater tagsüber nicht anwesend ist, warum er sich bei Freunden in der Öffentlichkeit nicht mehr sehen läßt. Versehen Sie mich mit allen Informationen, die Sie für notwendig und richtig halten! Ich habe mich an Sie gewandt, weil ich der Überzeugung bin, daß mein Fall bei Ihnen in besten Händen ist.«

»Fall, Monsieur Belmond? Bis jetzt ist nichts geschehen…«

»Vielleicht irren Sie. Fast hoffe ich es, Leclerque. Aber vielleicht ist

schon mehr geschehen, als wir beide ahnen und wissen können. Diesmal hat mein Vater etwas von seiner Reise mitgebracht, mit dem er nicht so schnell fertig wird. Mit dem Plan gebe ich Ihnen außerdem Fotos und eine Liste der Personen, die auf Gut Saint Martin leben. Fotografieren Sie jeden – und vor allen Dingen jeden Fremden, von dem es bisher kein Bild gibt! Vielleicht kommen wir auf diese Weise dahinter, was zu. Hause vorgeht. Ich selbst kann noch nichts unternehmen, wie Sie verstehen werden. Vielleicht werde ich selbst schon beobachtet, ohne es zu merken. Vielleicht weiß man auch nicht, daß ich mich in Paris aufhalte und es einen Sohn Gaston Belmonds gibt, der hier studiert. Ich bin sehr unruhig, weil die Ungewißheit an meinen Nerven zehrt…«

»Das ist nur verständlich. Ich werde alles daran setzen, diese Ungewißheit so schnell wie möglich in Gewißheit zu verwandeln. Ich nehme an, Monsieur, daß Sie innerhalb von achtundvierzig Stunden all das wissen, was notwendig ist, um die entsprechenden Schritte zu unternehmen.«

Diesmal irrte der smarte Privatdetektiv.

*

Marlos, die unsichtbare Insel, lag zwischen Hawaii und den Galapagos.

Sie war die Heimat geworden für eine Handvoll Menschen, die sich zum Ziel gesetzt hatten, die dämonischen Einflüsse in der Welt einzudämmen und die Mächte der Finsternis zu entlarven, ehe sie Unheil anrichten konnten.

Auf Marlos waren im Lauf der Zeit viele einfache Blockhütten entstanden, die jenen Unterkunft boten, die auf der Insel lebten.

Dies war außer Björn Hellmark, dem Herrn dieser unsichtbaren Welt, Carminia Brado, die Frau, die er liebte, Rani Mahay, sein bester Freund, Pepe, sein Adoptivsohn, Jim, der Guuf, der ein Kind zwischen einem Dämon aus der Vergangenheit der Erde und einer irdischen Frau war, und Arson, der Mann mit der Silberhaut, der aus der Zukunft stammte und zur Zeit eine Gastrolle auf Marlos gab. Ebenfalls Bewohner von Marlos waren Camilla Davies und Alan Kennan und von Zeit zu Zeit die junge Osloerin Anka Sörgensen, sowie Tina Morena, eine Schauspielerin, die gemeinsam mit Anka eine parapsychische Einheit darstellte, die es ihnen ermöglichte, mysteriöse Bezirke des Jenseits und parallele Räume aufzusuchen. Durch einen Zufall waren sie beide hinter das Geheimnis ihrer Fähigkeiten gekommen, und es war ihnen klar geworden, daß sie ihre Kräfte nur benutzen konnten, wenn sie sie gemeinsam einsetzten.

Dies war jedoch in der letzten Zeit sehr wenig, wenn überhaupt

nicht möglich gewesen.

Tina Morena arbeitete an einem neuen Film, der zur Zeit auf Hawaii spielte, und Anka Sörgensen, die inzwischen Dr. Thor Belman geheiratet hatte und einen Doppelnamen trug, hielt sich meistens in Oslo auf, um ihren Mann in der Praxis zu unterstützen.

In der dritten Blockhütte am Strand, auf einer leichten Anhöhe liegend, hielten sich in dieser Stunde Björn Hellmark, Rani Mahay, Arson, der Mann mit der Silberhaut, und Ak Nafuur auf.

Ak Nafuur war ein Zwillingsbruder jenes Geisterführers, den Björn unter dem Namen Al Nafuur kennengelernt hatte. Dieser, ein Zauberpriester aus dem versunkenen Xantilon, hatte sich seit der Anwesenheit Ak Nafuurs auf der Insel nicht wieder bei Hellmark gemeldet. Davor war Björn es gewöhnt, daß sein unsichtbarer Freund sich von Zeit zu Zeit telepathisch bei ihm meldete und ihm irgendeinen Hinweis gab, oder auch nur ein paar flachsende Bemerkungen von sich gab. Al Nafuur hatte sich als ein humorvoller Geist erwiesen.

Zwischenzeitlich hatte Hellmark mehr als einmal versucht, von sich aus den Kontakt zum Reich der Geister aufzunehmen. Oft war es in der Vergangenheit dazu gekommen, daß Al Nafuur darauf reagierte. Doch nun blieb er stumm:

Hellmark machte sich Sorgen, teilte dies seinen Freunden aber nicht mit. Hing die Anwesenheit von Al Nafuurs Zwillingsbruder auf der Insel damit zusammen, daß der Freund aus dem Jenseits sich nicht mehr meldete? Erblickte er keinen Sinn mehr darin, Informationen zu geben, die nun ein anderer auch geben konnte?

Nur so konnte Hellmark das Schweigen deuten. Aber bei Al Nafuur wußte man nie, woran man war.

Im Mittelpunkt des Gespräches, das die Freunde in der Blockhütte führten, stand jedoch nicht der Geisterführer Hellmarks, sonder – .Danielle de Barteaulieé, jene junge Frau, deren Schicksal seit langer Zeit ungeklärt war.

Die Kenntnisse Ak Nafuurs, der vor kurzer Zeit noch Molochos, der Dämonenfürst gewesen war, erwiesen sich als eine wahre Goldgrube für Hellmark.

Als Björn in dieser Stunde an dem klobigen, rustikalen Tisch saß und Ak Nafuur ihn als Gesprächspartner genau gegenüber sitzen hatte, entdeckte er zum ersten Mal Spuren des Alters, die ihm zuvor nicht aufgefallen waren. Da hatte es sie auch noch nicht gegeben.

Der Herr von Marlos ließ sich sein Erschrecken nicht anmerken.

Kam es wirklich so, wie Ak Nafuur gefürchtet hatte?

Einst auf Xantilon – vor rund zwanzigtausend Jahren – entschloß sich Ak Nafuur, sein Leben als Molochos weiterzuführen. Er verschrieb seine Seele Rha-Ta-N'my, der Dämonengöttin, mit den Mächten der

Finsternis zusammenzuarbeiten, wurde ihm mit ewigen Dämonenleben gelohnt. Durch den Einsatz von sieben Augen des Schwarzen Manja gelang Hellmark es, Molochos aus dem Bannfluch zu befreien, in den er sich selbst hineinmanövriert hatte. Die dämonischen Geister, die in ihm hausten, verließen seinen Körper, und Molochos wurde wieder frei.

Er, der nur allzu bereite Diener Rha-Ta-N'mys, war nun wieder zu ihrem Gegner geworden. Durch die Absage an die Dämonengöttin war ihm das Geschenk ewigen dämonischen Lebens genommen worden. Ak Nafuur richtete sich darauf ein, nun schnell zu altern und einen Tod zu sterben, wie er natürlich war. Er würde dann eingehen in ein Jenseits, das die schwarzen Widersacher bisher nicht kontrollieren und über das sie keinen Einfluß gewinnen konnten.

»Danielle de Barteaulieé, eine französische Adlige, war das, was man am ehesten als weiße Hexe bezeichnen kann«, sagte Ak Nafuur. »Ich wurde damals eingehend über das Abenteuer in der fremden Welt informiert, in der du mit Danielle gefangen warst.«

»Und dort habe ich sie auch verloren«, nickte Björn.

»Ja, ich weiß. Sie geriet in einen geheimen Tempel Rha-Ta-N'mys und begegnete ihr dort. Zwischen der Französin und der Dämonin existierte eine Abmachung, die auf den Vater von Danielle zurückgeht. Um okkulte und magische Macht in diesem Leben zu gewinnen, war er bereit, einen Schwur abzulegen. Diese Abmachung betraf auch seine Tochter. Als es jedoch daran ging, auch ihr Leben Rha-Ta-N'my zu verschreiben, der gegenüber er einen Vertrag eingegangen war – wollte er den Rückzug antreten und seine Vertragspartner hintergehen. Danielle de Barteaulieé besaß zwar magische Fähigkeiten, die man ihr so leicht nicht wieder wegnehmen konnte. Aber sie durfte diese Fähigkeiten nur anwenden, wo es den Dämonen genehm war und ihnen Vorteile brachte. Die junge Französin aber tat genau das Gegenteil. Dies wurde ihr zum Verhängnis, Björn, als euer Zusammentreffen erfolgte. Sie hat sich in dich verliebt…«

Er wußte tatsächlich alles.

Rani Mahay, der Inder mit der prächtigen Glatze, zog leicht die Augenbrauen empor, und ein verschmitztes Lächeln spielte um seine Mundwinkel. Er wußte nur zu gut, wie sehr Björn Hellmark Carminia Brado liebte, die Frau, der er bereits in einem früheren Leben begegnete.

Heute war Carminia eine junge, verführerisch schöne Brasilianerin, die er beim Karneval in Rio vor Jahren kennenlernte, und die in sein Geheimnis als Macabros, jenes Mannes, der an zwei Orten gleichzeitig sein konnte, eingeweiht war.

»Diese Liebe wurde für sie zur Erlösung, aber auch zum Schicksal«, fuhr Ak Nafuur fort. »Rha-Ta-N'my zog darunter den Schlußstrich. Sie

schleuderte Danielle de Barteaulieé in diese Zeit zurück und zwang sie zu einem Leben, das ihrer nicht würdig ist.«

»Dann weißt du also genau über ihr Schicksal Bescheid?«

»Bis zu diesem Punkt, ja«, bestätigte der Gefragte. »Danach dann habe ich mich nicht weiter für sie interessiert. Ich hatte schließlich alle Hände voll zu tun, deiner habhaft zu werden und mir einiges Neues einfallen zu lassen, um zu verhindern, daß du an Macht und Einfluß gewinnst.«

Es war gut, daß man in aller Offenheit über diese Dinge sprechen konnte. Seit der Anwesenheit des wieder zu den Menschen zurückgekehrten auf Marlos, war durch sich überstürzende Ereignisse nicht die Gelegenheit gewesen, über alles zu reden.

In den ersten Tagen nach der Anwesenheit Ak Nafuurs auf Marlos hatte ihn ein todesähnlicher Schlaf gefangen genommen, in dem sich seine Erschöpfung ausglich, in die er nach dem Ausfahren der Dämonen geraten war.

»Mir ist Zeit und Ort bekannt, an dem Danielle in dieser Welt ankam. Weiteres weiß ich nicht über sie…«

Björn Hellmark war froh, wenigstens soviel zu erfahren, nachdem lange Zeit überhaupt keine Möglichkeit gewesen war, auch nur das geringste zur Aufklärung des Verbleibs von Danielle in die Wege zu leiten.

»Nenne mir den Ort, an dem sie sich befindet, und ich werde alles versuchen, sie aufzuspüren«, sagte Hellmark.

»Dieser Ort heißt Paris. Doch Paris ist groß. In welchem Etablissement sie ihre Dienste anbietet – entzieht sich meiner Kenntnis. Und heute habe ich keine Gelegenheit mehr, Nachforschungen anzustellen.«

»Aber wir, Ak, wir haben diese Möglichkeit! Und ich habe Freunde, die mich dabei unterstützen. Paris – das wäre etwas für Rani…«

Der muskelbepackte Inder warf einen vielsagenden Blick auf den blonden Deutschen. »Ich glaub', ich ahne, was du mit mir vorhast«, bemerkte er leise.

Björn Hellmark lachte. »Es ist immer gut, wenn zwei Menschen sich miteinander verstehen, ohne viel zu reden.«

»Und wann, Björn, soll ich anfangen?«

»Nach Möglichkeit sofort. Je eher wir ihre Spur finden, desto besser. Für sie - und für uns. Danielle hat mir das Leben gerettet, und ich konnte seinerzeit nichts für sie tun. Wenn wir wissen, wo sie sich aufhält, wäre es nur eine Frage der Geschicklichkeit, sie aus den Klauen ihrer Bezwinger zu befreien. Denn töten können sie sie nicht. Dies wurde damals im Vertrag zwischen den ungleichen Partnern festgelegt. Danielle de Barteaulieé hat sich verändert. Zu ihrem Vorteil – und damit zu unserem. Sie gehört hierher nach Marlos, weil sie

guten Willens ist. Und vor zukünftiger Bedrängnis kann sie sich hier bei uns am besten schützen.«

Rani Mahay nickte und schlug mit der flachen Hand auf den rustikalen Tisch, der die Mitte des Raumes einnahm, in dem ein angenehmes, gedämpftes Licht herrschte. Die Bastrollos waren herabgelassen und filterten das helle Sonnenlicht, das über Marlos lag.

Die rohe Holzdecke und die Wände hatten ihr natürliches Aussehen behalten, waren weder angestrichen noch gebeizt, und der Duft des frischen Holzes erfüllte die Luft.

»Okay«, kam es über Rani Mahays Lippen. »Ich bin bereit, meine Fühler auszustrecken. Ich werde also sämtliche Vergnügungsetablissements der Seinemetropole unter die Lupe nehmen. Ihr müßt allerdings damit rechnen, auf meine Rückkehr einige Zeit zu warten…«

»Und warum?« warf Björn ein.

»Richtet euch mal darauf ein, mich als Greis wiederzusehen. Ich nehme an, daß das Unternehmen für einen einzelnen Mann eine Lebensaufgabe ist!«

*

Björn Hellmark kam es darauf an, gezielte Unternehmungen zu starten, um die Gefahr an der Wurzel zu packen.

Er wollte in einem weiteren Fall eine präzise Angabe Ak Nafuurs, als es zu einem unerwarteten Zwischenfall kam.

Pepe, der kleine Mexikanerjunge, den er an Sohnes Statt angenommen hatte, streckte plötzlich seinen Kopf durch das gegenüberliegende Fenster, das nur zu zwei Drittel vom Rollo bedeckt war.

»Björn«, rief er dem blonden Mann leise zu. »Bitte, entschuldige, daß ich störe. Ich muß dir jedoch etwas ausrichten. Es ist sehr wichtig!«

»Was hast du auf dem Herzen, mein Junge?«

Zwischen diesen Menschen, die hier eine Gemeinschaft bildeten, gab es kein Geheimnis. Da konnte jeder frei sprechen.

»Ich war bei Mr. Patrick. In New York. Er hat mich gebeten, dir auszurichten, daß er sich gern mal wieder mit dir unter vier Augen unterhalten möchte. Es scheint da etwas sehr Wichtiges zu geben…«

Alle, die in der einfachen Blockhütte versammelt waren, wußten sofort, worum es ging.

Richard Patrick war der Verleger von ’Amazing Tales’. Dies war eine Zeitschrift, in der okkulte, magische und grenzwissenschaftliche Themen behandelt wurden. Viele Leser kauften ’Amazing Tales’ aus Neugier. Sie hatten einfach Freude daran, über Dinge zu lesen, die

geheimnisvoll und rätselhaft waren. Sie machten sich über das Geschriebene wenig oder gar keine Gedanken. So war es nicht verwunderlich, daß nur einige Leute merkten, daß das meiste, was Richard Patrick in seiner Zeitschrift mitzuteilen versuchte, auf tatsächlichen Begebenheiten beruhte. Björn Hellmark war eifriger Leser dieses Magazins. Ein umfangreicher Mitarbeiterstab in allen Teilen der Welt versorgte den Verlag in New York regelmäßig und ständig mit den neuesten Erkenntnissen und Berichten.

Merkwürdigkeiten, die sich überall in der Welt ereigneten, waren gerade für Björn Hellmark und seine Getreuen von besonderem Interesse. Aus den mysteriösen Artikeln las er Hinweise auf Feinde, die aus der Finsternis kamen, sich unter Menschen mischten oder Menschen wie Marionetten benutzten.

Jetzt, nach Pepes Rückkehr aus New York, wurde Björn sofort hellhörig.

»Hat er noch etwas gesagt?« wollte er wissen.

»Nein, Björn. Das war alles…«

Doch gerade das Wenige konnte schon genug sein. Richard Patrick hatte Pepe offensichtlich nicht beunruhigen oder mit Informationen versehen wollen, die für den Jungen ungeeignet waren.

»In Ordnung! Vielen Dank! Ich werde mich gleich darum kümmern…« Hellmark meinte es wörtlich. Für ihn war es nicht notwendig, lange Reisevorbereitungen zu treffen. Für niemand auf der Insel Marlos gab es eigentlich ein solches Problem.

Wenn einer den Wunsch hatte, das weltabgeschiedene Eiland mitten im Pazifischen Ozean jenseits der Datumsgrenze zu verlassen, dann genügte im wahrsten Sinn des Wortes ein einziger Gedanke.

Es gab eine wunderbare Eigentümlichkeit, die mit dem Aufenthalt auf Marlos Hand in Hand ging. Jeder, der sich längere Zeit dort aufhielt, war imstande, seinen Körper an jeden beliebigen Ort der sichtbaren Welt zu versetzen. Die Reise dauerte Bruchteile von Sekunden, denn nichts ist schneller als der Gedanke.

Die Möglichkeit, nach Lust und Laune die Insel zu verlassen und irgendwo aufzutauchen – ob in London, Berlin, New York, Paris, Bangkok, Sidney, Madrid oder in einem weltabgeschiedenen Punkt wie Nord- oder Südpol, wie eine ferne Insel auf der anderen Seite der Erdkugel, war für niemand auf der Insel etwas Besonderes.

Jeder beherrschte diese Fähigkeit.

Björn Hellmark hatte darüber hinaus noch andere Möglichkeiten.

Ohne daß er selbst Marlos verließ, konnte er seinen Zweitkörper entstehen lassen und ihn an jeden beliebigen Ort versetzen.

Davon machte er jetzt, unmittelbar nach Pepes Mitteilung, Gebrauch.

Alle, die anwesend waren, ahnten es, ohne jedoch zu sehen, wie

Björns Zweitkörper Tausende von Meilen entfernt im Korridor eines Bürohochhauses mitten in New York materialisierte.

Der gleiche Björn Hellmark, der auf Marlos mit den Freunden sprach, existierte nochmal als Ätherkörper, als Doppel. Björns Zweitkörper unterschied sich in nichts vom Original. Macabros blickte aufmerksam nach allen Seiten und setzte sich dann in Bewegung.

Der Lift rauschte gerade in die Höhe. Das rote Licht über der Tür flammte auf.

Die beiden Türhälften glitten zurück. Fünf Personen verließen den Aufzug. Es waren vier Japaner und ein Amerikaner. Der Amerikaner verschwand mit seinen Begleitern, die ihm folgten wie die frisch geschlüpfte Brut der Entenmutter, aufgeregt sprechend und wild gestikulierend um die nächste Gangbiegung.

Aus den Gesprächsfetzen, die Macabros auffing, entnahm er, daß es sich um ein technisches Problem bei einem Computer handelte, der aus Tokio geliefert worden war und nicht wie erwartet funktionierte.

Die Computerfirma war in der gleichen Etage untergebracht wie Richard Patricks Büro- und Redaktionsräume.

Macabros betätigte den Klingelknopf neben der Mahagonitür, an der ein großes Messingschild angebracht war.

Gleich darauf wurde ihm geöffnet. Eine von Patricks Angestellten kannte ihn schon als Besucher und führte ihn ins Vorzimmer zur Chefsekretärin.

Es wäre Björn Hellmark ein Leichtes gewesen, seinen Zweitkörper Macabros direkt in den Raum zu versetzen, wo Richard Patrick sich gerade aufhielt.

Doch die Fähigkeit der Präkognition, des Blickes in die Zukunft, war ihm nicht gegeben. So verzichtete er auf ein solches Unternehmen. Er hatte keine Lust, seinen Freund vielleicht in einem Augenblick mit einem Besuch zu überraschen, wo er gar nicht darauf gefaßt war, oder gerade eine geschäftliche Unterredung führte.

Macabros ließ sich, wie jeder andere auch, anmelden.

Mr. Hellmark war da… Das wußte jeder im Büro. Und Richard Patrick ließ diesen Gast nie warten. Selbst wenn er sich mitten in einer Besprechung befand, entschuldigte er sich und brach sie ab, um mit Hellmark – oder Macabros – zu reden.

Patrick war ein Mann in mittleren Jahren, mit leicht graumelierten Schläfen und einem angenehmen Äußeren. Er war ein freundlicher, leutseliger Mensch, mit dem man bestens auskam.

Die beiden Männer begrüßten sich wie zwei alte Freunde.

Und das waren sie auch!

Zu einer Zeit, als Björn Hellmark in einer anderen Dimension von dämonischen Wesenheiten festgehalten wurde und Carminia Brado schwere Stunden durchmachte – war Richard Patrick es gewesen, der

ihr Mut und Hoffnung zusprach und sich rührend um sie kümmerte. Darüber hinaus versuchte er das Menschenmögliche, um einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden und Hellmarks Fährte und die seines Freundes Rani Mahay aufzuspüren. Wie schwer dies war, wußte niemand besser als die, die im Geisterreich zu Hause waren.

»Du hast einen prachtvollen Jungen. Auf Pepe ist Verlaß«, sagte Richard Patrick, kaum daß er die gepolsterte Bürotür ins Schloß gedrückt hatte. Kein Wort von dem, was in diesem Büro gesprochen wurde, konnte jetzt noch nach außen dringen. »Seitdem du dich entschlossen hast, ihn regelmäßig als Boten zu mir einzusetzen, funktioniert unsere Kommunikation besser.« Der untersetzte Verleger lächelte. »Nimm Platz, Björn! Ich muß dir etwas erzählen…«

Es war ihm egal, ob Björn Hellmark oder dessen Doppelkörper Macabros hier angekommen war. Für Patrick gab es da keinen Unterschied.

»Du machst es spannend, Rich«, erwiderte Macabros. Er zog sich den bequemen Besuchersessel vor den Schreibtisch und nahm Platz. »Worum geht es?«

»Hast du jemals etwas von einem Fotografen namens Albert Nevieux gehört?«

Macabros dachte einen Moment nach. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein. Warum? Sollte ich ihn kennen?«

»Vielleicht. Das weiß ich noch nicht so genau. Hör zu und sag mir dann, was du von der Sache hältst…«

Richard Patrick lehnte sich in seinem Sessel zurück, schlug die Beine übereinander und faßte seinen Besucher aufmerksam ins Auge. »Vor genau vier Tagen erhielt ich die letzte Nachricht eines Mitarbeiters, der in Paris ansässig ist und regelmäßig für uns Artikel schreibt. Sein Name ist Pierre Yves Bayonne. Ein fähiger und zuverlässiger Mann. Bayonne ließ mich zunächst wissen, daß Albert Nevieux aller Wahrscheinlichkeit nach im Besitz von Fotos ist, die die Zitadelle zeigen…«

Macabros richtete sich im Sessel auf.

Die 'Zitadelle der Grausamen', wie er jenes geheimnisvolle, aus einer anderen Dimension, einem anderen Raum kommende Bauwerk im stillen nannte, war eines der großen Geheimnisse, die sein Leben begleiteten. Es war nicht minder groß und wichtig, wie die Alptraumstadt Gigantopolis und Krypta der Regenbogenmenschen, deren Geheimnis sie bis zur Stunde noch nicht gelöst hatten.

»Was weißt du darüber?« fragte Macabros erregt.

»Leider nicht allzu viel. Ich bin auf Vermutungen angewiesen. Und auf das Wenige, das Bayonne mir noch mitteilte. Er wollte die Bilder auf ihre Echtheit hin überprüfen. Das eine oder andere Foto schien er schon gesehen zu haben. So ganz sicher kann ich das nicht annehmen,

Björn. Bayonne drückte sich vorsichtig aus. Er sprach auch nicht von einer Burg in ihrer Gesamtheit, sondern von Fragmenten. Von einer Ruine, die sich an einem Ort befinden soll, wo ursprünglich ein solches Bauwerk nie gestanden haben kann.«

»Und wo, Rich, soll das sein?«

Die Worte des Verlegers elektrisierten Macabros.

»Du wirst es nicht für möglich halten: Mitten im Busch des Kongo!«

Patrick beobachtete die Wirkung seiner Mitteilung ganz genau.

Bei Hellmark gab es das Wort ’unmöglich’ nicht mehr. All das, was Macabros aus Richard Patricks Mund erfuhr, wurde in diesen Sekunden gleichzeitig Bewußtseinsinhalt Hellmarks.

Vor Björns geistigen Augen erstanden noch mal die Bilder, die jüngste Vergangenheit waren. Da war der Kampf seines Doppelkörpers Macabros im Zentrum jener geheimnisvollen Zitadelle, die von den ’drei Schwarzen Magiern’ beherrscht wurde. In der Zitadelle, die zum ersten Mal in den Vereinigten Staaten in den Mittelpunkt eigenartiger und bedrückender Vorgänge geraten war, hatte Macabros das Zentrum der Macht entdeckt und es mit dem ’Schwert des Toten Gottes’ angegriffen. Die sich überstürzenden Ereignisse hatten es ihm schließlich nicht mehr ermöglicht, herauszufinden, welche Wirkung sein Angriff erzielte. War dies der Erfolg? Unwillkürlich drängte sich ihm diese Frage auf.

Konnte es sein, daß die Zitadelle nach dem Eindringen in das magische Zentrum in mehrere Teile zerfallen war?

»Wo, Rich, liegt die Ruine?« fragte er schnell.

»Das, Björn, weiß ich eben nicht. Nur einer scheint es mit Sicherheit zu wissen: Albert Nevieux, der Fotograf. Und vielleicht noch Pierre Yves Bayonne. Aber von denen habe ich ja nichts mehr gehört.«

»Wo hielt Bayonne sich zuletzt auf?«

»In Paris. Im Hotel ’Bijon’.«

»Und wo liegt das?«

»Moment…« Alles deutete darauf hin, daß Richard Patrick auf dieses Frage- und Antwortspiel eingerichtet war. Offensichtlich hatte er die Reaktionen seines Gesprächspartners genau einkalkuliert.

Der Verleger nahm aus der mittleren Schublade seines Schreibtisches einen Stadtplan. »Reiner Zufall«, sagte er beiläufig. »Stell’ dir vor: Da liegt doch ein Stadtplan von Paris direkt vor meiner Nase…«

Macabros konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Wie gut, daß es auch Zufälle gibt. Das sind die wahren Überraschungen, die dem Leben noch die Würze geben. Wie schlimm wäre es gewesen, hättest du nur einen Stadtplan von London gehabt…«

»Damit kann ich nichts anfangen. Pierre Yves Bayonne logierte

zuletzt im ›Bijon‹, ah – da ist es ja.«

Macabros beugte sich nach vorn und blickte auf die Stelle im Stadtplan, auf die Richard Patrick mit dem Zeigefinger deutete.

- »Zimmer zweihundertsechsundsiebzig«, erwähnte der Verleger beiläufig.

Präzisere Angaben konnte sich Hellmark alias Macabros nicht wünschen. Was er bisher gehört hatte, reichte vollkommen aus, um ihn punktgenau dorthin zu versetzen, wo es möglich war, weitere wichtige Informationen einzuholen.

»Ich nehme an, wir reisen sofort ab?« Richard Patrick blickte seinen Freund mit leicht geneigtem Kopf an.

Es war nicht das erste Mal, daß er auf ungewöhnliche Weise mit Macabros ’reiste’.

»Ich weiß schon, woher der Wind weht«, entgegnete der blonde Mann und erhob sich. »Du scheinst völlig neue Sparmaßnahmen in deinem Verlag einzuführen. Aufgrund der letzten Benzinpreiserhöhung sind auch die Flugpreise geklettert, und auf der Strecke New York – Paris kommen da schon einige Dollars zusammen…«

Richard Patrick grinste und sah aus wie ein großer Junge, den man bei einem Streich ertappt hatte. »Am Flugpreis hapert’s eigentlich weniger, Björn, es ist die Zeit… Vor allem sie… Von der habe ich immer zu wenig. Und wenn ich acht Stunden Reisezeit einsparen kann, weil es eine Möglichkeit gibt, schneller am Ziel zu sein – wäre ich schlecht beraten, diesen Weg nicht einzuschlagen…«

Richard Patrick drückte die Taste an der Sprechanlage und teilte seine Vorzimmerdame mit, daß er während der nächsten zwei bis drei Stunden für niemand zu sprechen sei. »Ich möchte auch nicht, daß Sie irgendein Telefonat zu mir aufs Zimmer legen.«

»Selbstverständlich, Mr. Patrick«, klang die charmante Stimme der Frau aus dem Lautsprecher.

Patrick unterbrach die Verbindung. »Wir können«, sagte er, sich Macabros zuwendend.

Wie zufällig legte Hellmarks Doppelkörper seine Rechte auf die Schulter des Mannes.

Im nächsten Moment verschwanden sie beide wie Geister aus dem Büro und materialisierten neu – Tausende von Meilen entfernt auf der anderen Seite des Atlantiks, mitten in Paris, im Zimmer zweihundertsechsundsiebzig des Hotels ’Bijon’.

Dämmerung! In Mitteleuropa war die Zeit sechs Stunden voraus. In Paris standen die Zeiger auf zwanzig Uhr…

Macabros und Richard Patrick befanden sich mitten in dem großen Apartment, das im Schummerlicht noch seinen Luxus ahnen ließ.

Direkt neben dem Fenster stand ein großes Messingbett. Links und

rechts davon waren kleine Tische mit messingeingefaßten, schwarzen Marmorplatten, auf denen verspielte kleine Tischlüster standen.

An der Wand links ein alter kostbarer Schrank, ein wertvolles französisches Möbel aus der Zeit Ludwig XIV.

Vom Schlafzimmer aus gab es einen direkten Zugang zu dem großen, luxuriösen Bad, in dem schwere goldene Spiegel hingen, deren Rahmen handbreit waren.

Das Bad bestand vom Boden bis zur Decke aus grünem Marmor.

Rubinrote, schmale Vorhänge waren unterhalb der Decke birnenförmig drapiert, so daß der Hauch von Exklusivität noch verstärkt wurde.

Die beiden Männer sahen sich in jedem Raum um. Das Apartment bestand aus insgesamt zwei Räumen und einer kleinen, apart eingerichteten Diele.

Sie waren alle leer. Im Bad standen keine Utensilien herum, die darauf hätten schließen lassen, daß dieser Raum belegt war. Auch Koffer waren nirgends zu sehen.

Dennoch kam Macabros auf die Idee, den großen schweren Kleiderschrank, der bis zur Decke reichte, zu öffnen, um auch da einen Blick hineinzuwerfen.

Patrick, der neben Macabros stand, stellten sich die Nackenhaare, als die Tür aufschwang.

Der Schrank – war nicht leer!

Kerzengerade und stocksteif stand eine Gestalt vor ihnen, pechschwarz von Kopf bis Fuß…

*

Marcel Leclerque war ein Mann schneller Entschlüsse.

Nach seiner Begegnung mit Jacques Belmond hatte er in seinem Büro nur noch eine kurze Nachricht auf Band gesprochen und war dann am späten Nachmittag mit einer Maschine der Air France nach Narbonne geflogen.

Seine Mitarbeiterin in Paris war über alles unterrichtet.

In Narbonne stand ein Leihwagen bereit, den Leclerque direkt am Flughafen übernahm.

Es handelte sich um einen nagelneuen, silbergrauen Citroen.

Die hervorragende Federung des Fahrzeugs machte sich gerade auf einer weniger befahrenen, holprigen Nebenstraße Richtung Norden angenehm bemerkbar.

Leclerques Ziel war die kleine Stadt Minerve, eine altertümliche Ansiedlung mitten in den Bergen.

Es dunkelte bereits, als der Privatdetektiv aus Paris die Weinfelder links und rechts der mit Schlaglöchern übersäten Straße entlangfuhr.

Vereinzelt erblickte er konturenhaft die Umrisse uralter Häuser am Berg. In allen Fällen waren die Gebäude nicht bewohnt. Wie leere Augenhöhlen starrten die finsteren Fensterlöcher ihn an und schienen seine Fahrt in das Gebiet von Minervois zu beobachten.

Schmale Brücken, bei denen teilweise an den Seitenwänden Steine herausgebrochen waren, führten über zerklüftete Schluchten hinweg, die steil und gefährlich unter ihm gähnten.

Drei Kilometer von Minerve bog eine noch schmalere, unbefestigte Seitenstraße von der Hauptfahrbahn ab und führte tiefer in das Gebirge hinein.

Der steinige Weg ging steil bergauf. Unter den Reifen spritzte Geröll weg. Der Citroen schaukelte wie ein Schiff auf hoher See.

Marcel Leclerque kam sich vor wie der einsamste Mensch der Welt. Weit und breit kein Lebewesen, weit und breit kein Haus, in das er hätte einkehren können, wäre es zu einer Panne gekommen.

Das Anwesen der Familie Belmond lag hinter dem Berg auf einem von alten Bäumen bestandenen Plateau, das man hier nicht vermutete, wenn man es nicht kannte.

Der Weg war etwa fünfhundert Meter vor dem Plateau breit und asphaltiert. Er mündete direkt in ein großes, schmiedeeisernes Tor, das verschlossen war.

Die Mauer rings um das Anwesen schätzte Leclerque auf mindestens vier Meter. Auf der Oberkante waren scharfkantige Glas Splitter eingemauert, um Fassadenkletterern das Eindringen schwer zu machen.

Doch hinter den dichten Bäumen in der zunehmenden Dunkelheit waren die Umrisse des Gutsgebäudes mehr zu ahnen als zu sehen.

Lichter brannten noch nicht. Das Gelände machte den Eindruck, als wäre es von Menschen verlassen.

Doch darauf gab Marcel Leclerques nichts.

Bis jetzt wußte niemand von seiner Anwesenheit. Diesen Eindruck wollte er zunächst aufrecht erhalten.

Denn nur, wenn niemand wußte, daß ’ er sich hier aufhielt, konnte er seine Mission so gut wie möglich erfüllen.

Das also war das Gut Saint Martin, auf dem die Belmonds wie Könige lebten.

Unmittelbar hinter einer Kurve existierte eine verhältnismäßig ebene, aber steinige Fläche, ein Platz, auf dem bequem ein Auto ausweichen konnte, sollten sich an dieser Stelle zufällig zwei begegnen.

Leclerques Ziel war jedoch nicht direkt der Platz, sondern die dunkle Stelle zwischen zwei aneinanderstoßenden, zerklüfteten Felsblöcken, aus dem sogar ein Baum wuchs, der das Gestein beachtlich auseinander getrieben hatte.

Der Fahrer manövrierte den Citroen, so gut es ging, in die äußerste dunkle Ecke, schaltete dann die Scheinwerfer aus und verließ das Auto, um aus etwa zwanzig Meter Entfernung vom Rand der Straße aus einen Blick auf sein Versteck zu werfen.

Marcel Leclerque war zufrieden.

Wenn jemand hier vorbeikam, würde er das abgestellte Fahrzeug in der Dunkelheit zwischen den Felsen nicht sehen.

Der Franzose lief den steilen Weg nach oben und war froh über die zunehmende Dunkelheit, die ihm sein Vorgehen erleichterte.

Schon bei der Annäherung an das große Tor blickte er sich aufmerksam in der Runde um und achtete auf jedes Geräusch hinter der hohen Mauer, um sich rechtzeitig zu verbergen, wenn es notwendig werden sollte.

Doch nichts dergleichen trat ein.

Er mußte immer an die Worte denken, die Jacques Belmond zu ihm gesprochen hatte. Der junge Mann, der in dieser Abgeschiedenheit groß geworden war, hatte eine Ahnung. Doch vorerst gab es nichts, was seinen Verdacht in irgendeiner Form gerechtfertigt hätte.

Marcel Leclerque streifte fast die Wand, als er an ihr entlang ging, um sich über die Ausdehnung des Anwesens ein Bild zu machen.

An mehreren Stellen warf er hin und wieder einen Stein über die hohe Mauer, um auf diese Weise herauszufinden, ob sich dahinter Hunde frei aufhielten.

Er vernahm kein Bellen oder sonst irgendwelche Geräusche, die einen solchen Schluß zuließen.

Das Anwesen der Belmonds war entweder auf andere Weise abgesichert oder der Hausherr fürchtete keinen unliebsamen Besucher.

Auf der Südseite des Gemäuers existierte ein zweites Tor. Es hatte die Größe einer normalen Tür. Das schmiedeeiserne Gitterwerk war verschnörkelt und rostig. Ein schmaler Weg – von faulem Laub bedeckt – führte kerzengerade zwischen einer Allee von hohen Bäumen auf ein Seitengebäude zu, dessen Fenster mit dunkelgrünen, verwitterten Läden geschlossen waren.

Der kühle Wind säuselte in den Blättern, und durch die nahen Berge war ständig ein leises Heulen und Pfeifen in der Luft, wenn er durch die Ritzen und Spalten im Gestein fuhr.

Leclerque drückte vorsichtig die Klinke herab, um zu prüfen ob die Tür abgeschlossen war. Wie nicht anders erwartet, war sie es.

Doch das hielt ihn nicht davon ab, einen anderen Versuch zu unternehmen. Er mußte auf die andere Seite der Tür, anders ging es nicht. Eine offizielle Einladung besaß er nicht, doch Jacques Belmond hatte ihn selbst inständig gebeten, den ersten Besuch auf dem Anwesen in aller Heimlichkeit zu vollziehen.

So gesehen hatte er vom Sohn des Besitzers die Erlaubnis, das Grundstück zu betreten.

Das ebenfalls vier Meter hohe Tor war oben mit messerscharfen, speerähnlichen Spitzen versehen, die ein Überklettern verhindern sollten.

Marcel Leclerque war ein sportlicher, gewandter Typ, der solche Schwierigkeiten stets beseitigte.

Mit äußerster Vorsicht stieg er am Gestänge in die Höhe, erreichte das obere Ende und überkletterte aufmerksam die Spitzen, um sich nicht aufzuspießen.

Trotz aller Vorsicht kam er nicht ganz ungeschoren davon.

An dem scharfkantigen Metall schlitzte er sich das linke Hosenbein auf. Es ratschte. Ein Stoffetzen blieb an dem rostigen Metall hängen.

Beim Herabklettern löste es Leclerque mit ruhiger Hand, und steckte das sonst zum verräterischen Signal werdende Corpus delicti in seine Hosentasche.

Aus zwei Metern Höhe sprang der Mann in die Tiefe. Federnd kam er auf dem dickbelaubten Boden auf.

Es mußte schon einige Jahre her sein, daß dieser Weg benutzt wurde, sonst hätte jemand das faulende Laub weggeräumt.

Leclerque lief auf Zehenspitzen und geduckt durch die Dämmerung.

Er erreichte das blatternarbige Gebäude, eine Art Dependance, die ebenerdig lag. Das Dach bestand aus roten Schindeln, die hölzerne Tür war so grün wie die Läden links und rechts daneben.

Ein Gerätehaus? Ein Schuppen?

Leclerque legte lauschend das Ohr an die Tür.

Tiefe Stille…

Die Tür zum abseits Stehenden kleinen Haus war nicht verschlossen.

Der Mann konnte sie öffnen.

Er blickte in eine quadratische Kammer, in der allerlei Gerumpel und Gartengeräte lagen.

Gleich neben der Tür stand ein aufgebockter Leiterwagen, von dem die Räder abmontiert waren.

Irgendwo im Gerumpel raschelte es.

Ratten oder Mäuse waren am Werk.

Es roch muffig.

Marcel Leclerque drückte leise die Tür ins Schloß und setzte die Inspektion der Umgebung fort.

Im Schutz der Büsche, Bäume und zunehmenden Dunkelheit näherte er sich bis auf Steinwurfweite dem Wohnhaus.

Seltsam…

Noch immer war kein Licht im Haus eingeschaltet.

Er lief nach vorn. Das Haus hatte eine senfgelbe Farbe und war vor kurzem erst renoviert worden. Dunkel stach das frisch gebeizte Holz von der Hauswand ab.

Eine halbrunde Terrasse, die mit niedrig geschnittenen Buchsbäumen umsäumt war, klebte an der Rückwand des Hauses. Hier waren die Fenster tief bis auf die Bodenplatten herabgezogen und die dunkelgrünen Läden geschlossen.

Das Haus machte den Eindruck, als wäre es verlassen.

Marcel Leclerques Gedanken rasten.

War in der Zwischenzeit etwas Neues hinzugekommen? War Jacques Belmonds Verdacht doch gerechtfertigt?

Leclerque unterbrach seine Gedankengänge abrupt.

Nein! Da war jemand im Haus…

Er vernahm ein Geräusch.

Der Privatdetektiv sprang über die niedrige Hecke hinweg, landete auf der Terrasse und huschte zu einem der geschlossenen Fenster.

Er spähte durch die Schlitze im Laden.

Leclerque glaubte seinen Augen nicht trauen zu können.

Mitten in einem saalartigen Raum, in den das letzte Tageslicht durch die Schlitze der Klappläden fiel, standen dicht nebeneinander – drei schwarze Särge…

*

Welches Drama hatte sich in diesem Haus abgespielt? Kam er zu einem Zeitpunkt, wo die Dinge bereits ihren Höhepunkt überschritten hatten?

Es blieb keine Zeit, sich weitere Gedanken über das makabre Phänomen zu machen.

Von der gegenüberliegenden Seite des Hauses vernahm er ein metallisches Klappen. Es hörte sich an, als ob ein Garagentor geöffnet wurde.

Gleich darauf erfolgte das Geräusch eines startenden Fahrzeuges.

Leclerque lief um das Haus und sah, daß von der gegenüberliegenden Seite aus einer Garage ein kleiner Lkw rollte. Der Fahrer steuerte den Wagen bis vor die Haustür, die in diesem Moment von innen wie durch Geisterhand geöffnet wurde.

Von seinem Beobachtungsplatz aus sah Leclerque die Gestalt auf der Türschwelle.

Es war eine ältere Frau mit braunem, von grauen Strähnen durchsetzten Haar, die dunkel gekleidet war, so daß sie sich von der Düsternis im Haus kaum abhob.

»Ein bißchen näher!« hörte der Beobachter ihre Stimme.

Sie klang dumpf und unangenehm.

»Oder willst du die Totenkisten erst noch ums ganze Haus ’rumschleppen?« fuhr die Sprecherin unvermittelt fort.

Der Fahrer, der seinen Kopf seitlich aus dem Fenster gestreckt hatte, murmelte etwas in seinen Bart, das Leclerque nicht verstehen konnte.

Das Auto wurde bis einen Meter vor den Hauseingang gefahren. Dann rastete die Bremse ein, und der Motor wurde ausgeschaltet.

Der Fahrer verließ das Führerhaus. Von seinem Beobachtungsplatz aus konnte der Privatdetektiv einen Blick auf den Mann werfen, der mit der ältlichen Frau in der Dämmerung des Korridors verschwand.

Der Mann war bedeutend jünger, sehr kräftig, trug ein offenes, kariertes Sporthemd und abgewetzte grüne Cordhosen.

Kaum daß die beiden Gestalten in der Dunkelheit des Hauses untergetaucht waren, löste Marcel Leclerque sich aus seinem Versteck, um näher an den weit offen stehenden Hauseingang zu kommen.

Was ging dort vor?

Leclerque hatte kein gutes Gefühl.

Der Korridor mündete in eine Art Empfangshalle, in der der Franzose die Umrisse großer und offensichtlich kostbarer alter Möbel wahrnahm. Von der Decke hing – mit schweren Kettengliedern befestigt – ein Lüster herab, der genau in Leclerques Blickfeld lag.

Dahinter gab es einen bogenförmigen Treppenaufgang, der auf eine Galerie führte, von der aus vermutlich die oben liegenden Räume zu erreichen waren.

Wer waren die Frau und der jüngere Mann, der das Auto verlassen hatte? Zwei Angestellte? Leclerque hatte bisher die Gesichter dieser beiden Menschen nicht sehen können, so daß es ihm unmöglich war, sie mit den Konterfeis auf den Fotos zu vergleichen, mit denen Jacques Belmond ihn versorgt hatte.

Leclerque vermutete, daß es sich bei der Frau mit dem im Nacken zusammengebundenen Haar um die Haushälterin handelte, bei dem jungen, breitschultrigen Mann mit dem karierten Hemd und der Cordhose um den Gärtner.

Wo aber waren die anderen? Madame und Monsieur Belmond?

Das Spiel, das hier über die Bühne ging, war zu undurchsichtig, als daß er es hätte durchschauen können.

Der smarte Privatdetektiv spielte einen Moment mit dem Gedanken, ebenfalls in den düsteren Korridor zu huschen und sich den beiden Gestalten an die Fersen zu heften.

Er verwarf diese Idee ebenso schnell wieder, wie sie ihm gekommen war.

Schwere, dumpfe Schritte kamen aus der Dunkelheit auf ihn zu.

»Die Dinger sind schwer. Aber wir schaffen das schon«, sagte die Stimme des Mannes aus dem Innern des Hauses.

Leclerque versteckte sich hinter dem Gebüsch und sah von dort aus, wie der erste Sarg aus dem Haus geschleppt wurde.

Der kräftige Mann trug ihn praktisch allein auf den Schultern.

Er mußte ungeheure Kräfte besitzen.

Die Frau hinter ihm spielte nur eine Statistenrolle. Wie ein Schatten lief sie hinter ihm her und hatte die Hände nach oben und gegen die ihr zugewandte Schmalseite des schwarzen Sarges gelegt, als bemühe sie sich, ihn vor dem Überkippen zu bewahren.

Der Sargträger wuchtete seine Last auf den Boden der Abstellfläche des Lkw, schob sie dann, so weit es ging, nach innen und sprang in den Laderaum. An dem Rumpeln und Poltern erkannte Leclerque, daß der Sarg in die hinterste Ecke gezogen wurde.

Gleich darauf tauchte der Mann wieder an der breiten Hintertür auf, sprang hinaus und betrat zum zweiten Mal das Haus. Offensichtlich um einen weiteren Sarg zu holen.

Da witterte der Beobachter seine Chance.

Kaum daß die Frau und der Mann wieder außerhalb seines Blickfeldes geraten waren, lief Leclerque auf den unbeleuchteten Lkw zu und kroch in den Laderaum.

Hier war es stockfinster.

Der Sarg stand wie vermutet in der hintersten Ecke. Der Franzose wußte, daß in dem Spiel, das er bereit war zu spielen, ein unkalkulierbares Risiko entstanden war.

Doch nur wenn er am Ball blieb, war es möglich, dem makabren Geheimnis auf die Spur zu kommen, das die Menschen auf Gut Saint Martin in Bann gezogen hatte, um das Jacques Belmond instinktiv eine Gefahr spürte.

An den jungen Mann in Paris, der sehnlichst hoffte, hier Aufklärung über die Ereignisse zu erhalten, mußte Leclerque plötzlich und unwillkürlich denken.

Hatte der Kunststudent wirklich keine Ahnung, von dem, was geschehen war? Manchmal schien es Leclerque so, als hätte er ihn in eine Falle gelockt, aus der es über kurz oder lang kein Entrinnen mehr gab. Seltsam, daß ihn ein solcher Gedanke bewegte! Doch noch nie in seinem Leben hatte er so eigenartige Dinge beobachtet und in sein Kalkül einbeziehen müssen.

Außer dem Gärtner und einer Hausdienerin – so hatte Jacques Belmond ihn wissen lassen – lebten seine Eltern und eine Schwester seiner Mutter auf Gut Saint Martin. Weitere Arbeiter und Angestellte gab es zwar, aber sie wohnten in Minerve oder im weiter entfernt liegenden Narbonne oder hier im Gebiet von Minervois.

Der Privatdetektiv stieg über den Sarg, legte sich flach auf den Boden und preßte sich zwischen die Rückwand des Laderaumes und die Seitenwand des Sarges, so daß die Dunkelheit ihn ganz einnahm.

Keine halbe Minute später tauchte der Gärtner erneut auf. Diesmal schleppte er den zweiten Sarg, der ebenfalls – wie Leclerque es vermutet hatte – zum Abtransport in den Lkw gebracht wurde.

Ein dumpfer Schlag war zu hören, als die beiden Särge aneinandergeschoben wurden.

»So. Gleich hätten wir es. Jetzt der dritte und letzte. Dann kann die Reise losgehen…« Es war die Stimme des Mannes.

Drei Minuten später war die Fracht komplett.

Lauernd und atemlos lag Leclerque auf dem Boden des Frachtraumes und wagte nicht, auch nur einen Finger zu rühren, um nicht auf sich aufmerksam zu machen.

Sein Glück war es, daß sich alles in der Dunkelheit abspielte und weder die Hausdienerin noch der Gärtner auf die Idee kamen, eine künstliche Lichtquelle einzuschalten. Im Umkreis von mehreren Kilometern hielt sich außer ihm kein Mensch auf, der Zeuge dieses seltsamen Schauspiels geworden war.

Hart wurde die Metalltür ins Schloß gedrückt. Von außen wurde abgeschlossen. Deutlich war zu hören, wie der Riegel einschnappte.

Marcel Leclerque war allein mit drei Särgen, von denen er nicht wußte, was sie bargen.

Doch er hatte einen Verdacht.

Leclerque rührte sich noch immer nicht.

Zäh vergingen Minuten. Sie kamen ihm vor wie Ewigkeiten.

Dann wurde der Wagen gestartet.

Befand sich nur der Fahrer im Führerhaus oder auch die ältliche Hausdame, die von dem ganzen Komplott etwas wußte?

Außer diesen beiden war keine weitere Person, kein Erpresser, Dieb oder Mörder in Erscheinung getreten, die Jacques Belmond auf dem Gut vermutete.

Waren die Haushälterin und der Gärtner verantwortlich für all das, was hier geschah? Alles sprach dafür. Dann war es beinahe wie im Roman.

Auf dem holprigen Weg ging es bergab. Das schwere, eiserne Gittertor des Anwesens knarrte in den Angeln, als es geöffnet wurde.

Leclerque paßte höllisch auf, was weiter geschah. Nur die Geräusche, die von außen zu ihm hereindrangen, informierten ihn über das Geschehen.

Nach einigen Metern Weiterfahrt blieb der Wagen erneut stehen.

Gedämpft drang das Geräusch der knarrenden Scharniere abermals an Leclerques Ohren.

War es der Fahrer oder die Hausdame, die jetzt abschloß?

Eine Minute später startete der Lkw. Die Richtung war für den Detektiv unbekannt.

Doch über kurz oder lang würde er wissen, wo das Ziel war.

Langsam richtete Leclerque sich auf.

Muffige, dumpfe Luft umgab ihn. Er schwitzte, und die Kleidung klebte an seinem Körper wie eine zweite Haut.

Der Detektiv atmete tief durch, zog dann den Bund mit den Autoschlüsseln, aus seiner Hosentasche und knipste die Miniaturlampe an, die daran hing.

Der schmale Lichtstrahl wanderte zitternd über den ersten Sarg.

Erst jetzt in der relativen Sicherheit des Laderaumes kam Leclerque dazu, sich umfassender mit den makabren Objekten zu befassen.

Jetzt fiel ihm auf, daß die Särge anders waren als jene, die normalerweise benutzt wurden.

Die Deckel waren nicht lose aufgelegt oder vernagelt – sie waren mit Scharnieren versehen, so daß man sie aufklappen konnte.

Warum wurden diese Särge überhaupt benutzt, fragte er sich unwillkürlich.

Wenn es den Verschwörern darauf angekommen war, Gaston Belmond und seine Familie auszulöschen und die Leichen verschwinden zu lassen, bestand doch überhaupt keine Notwendigkeit, erst noch drei Särge auf das Gut liefern zu lassen! Auffälliger ging's nicht mehr.

Je mehr Leclerque darüber nachdachte, desto unsinniger kam ihm alles vor, und er glaubte zu träumen.

Er nahm sich den ersten Sarg, hinter dem er gelegen hatte, vor.

Flüchtig legte er seine rechte Hand unter den ein wenig überstehenden Deckel und konnte ihn ohne größere Mühe auf die Seite klappen.

Leclerque richtete den Strahl aus der winzigen Taschenlampe, die er sonst als Schlüssellochleuchte benutzte, zum Kopfende des Behältnisses, dessen Innenwände aus einfachem, gehobeltem Holz bestanden, und nicht ausgekleidet waren.

Leclerque zog geräuschvoll die Luft ein, als er sah, was der Lichtschein aus der Finsternis riß.

Ein pechschwarzer, haarloser Schädel, in dem zwei weiße Augen leuchteten. Da waren nur die Augäpfel zu sehen, hell und klar – und keine Pupille!

Was immer da im Sarg lag – es war kein Mensch! Es war ein Gespenst, schwarz wie die Nacht, und – es bewegte sich!

Blitzschnell und lautlos richtete es sich auf, stieg in die Höhe, und zwei dunkle Arme reckten sich nach Leclerque!

Der Detektiv reagierte geistesgegenwärtig und überlegen, als absolviere er hier eine Trainingsstunde und riskiere überhaupt nichts.

Seine Rechte ging automatisch hoch, wie von unsichtbaren Fäden emporgerissen.

Leclerque war darauf gefaßt, mit voller Wucht gegen die

Unterarme dessen zu schlagen, der da aus dem Sarg stieg.

Er irrte.

Durch den eigenen Schwung geriet er in taumelnde Bewegung. Da gab es keinen Widerstand!

Die schwarzen Arme waren wie Nebel, die seine Hand passierten. Die Gestalt behielt ihre Konturen, und doch war sie nicht Materie!

Leclerque hatte keine Gelegenheit, sich um das grauenvolle Phänomen Gedanken zu machen. Er wurde ganz gefordert.

Das schwarze Gespenst aus dem Sarg warf sich ihm entgegen. Instinktiv nutzte Leclerque die Taumelbewegung, ging zu Boden und wich dem Angriff aus.

Die Schattengestalt streifte seinen Körper.

Der Privatdetektiv krachte mit voller Wucht gegen die Seitenwand des Laderaumes. Der dumpfe, hohle Klang durfte dem Fahrer wohl kaum entgehen.

Spätestens jetzt mußte er vorn merken, daß sich hier hinten etwas abspielte.

Doch die Fahrt wurde weder langsamer, noch blieb das Auto stehen.

Gegen die kühle, geriffelte Wand gelehnt, riß Marcel Leclerque seine Waffe aus der Halfter.

»Zurück!« preßte er hervor und zog den Hahn durch.

Das schwarze Etwas, das Menschengestalt hatte, aber kein Mensch war, reagierte überhaupt nicht.

Weiß und unheimlich wirkten die beiden Augen wie Löcher in dem schwarzen Gebilde. Die fest umrissenen Konturen bewegten sich mit geisterhafter Lautlosigkeit.

Es glitt ohne die geringste Scheu auf den Franzosen zu.

Leclerque zögerte keine Sekunde länger und drückte ab.

Wie ein Peitschenknall hallte der Schuß durch die Stille und Dunkelheit des Wageninnern.

Die kurze Mündungsflamme zuckte aus dem Lauf und spuckte das Projektil auf den unheimlichen Angreifer.

Die Kugel drang dem Schwarzen mitten in die Brust. Er wankte nicht, gab keinen Laut von sich und streckte, ohne sich verwirren zu lassen, die Hand nach dem Schützen aus, der ein zweites und drittes Mal feuerte und wieder mitten ins Ziel traf. Doch auch diesmal – ohne Erfolg!

Der unheimliche Gegner war vor ihm.

Ein heiseres Stöhnen entrann Leclerques Lippen. Mit weit aufgerissenen Augen, in denen Ratlosigkeit und Todesfurcht zu lesen waren, starrte er auf das schwarze, mannsgroße Etwas, das ihn nun berührte.

Berührte?

Nein! Etwas, das lang und elastisch war wie ein fingerdicker Gummi, schnellte auf ihn zu und löste sich von diesem Körper wie ein Pfeil, der abgeschossen wurde.

Klatsch, machte es.

Im selben Moment spürte Marcel Leclerque die harte, peitschende Bewegung auf seinem Unterarm.

Etwas bewegte sich. Rasend schnell wie eine Schlange glitt es unter seinen Hemdsärmel. Er spürte den harten, sich windenden Körper kalt und unangenehm auf seiner Haut.

Im nächsten Moment erfolgte ein scharfer, nadelspitzer Biß…

Leclerque schrie auf.

Er warf dem schwarzen Geist die Pistole an den Kopf, wo sie jedoch ebensowenig ausrichtete, wie zuvor die Kugel. Der Gegenstand durchschlug das schwarze Gebilde, knallte gegen die andere Seite der Innenwand und schepperte zu Boden. In der Wand gegenüber gähnten drei fingerdicke Löcher, die die Kugeln aus dieser Waffe gerissen hatten.

Noch immer hielt der Fahrer nicht an…

Leclerque preßte seine Rechte auf seine Ellbeuge. Er spürte deutlich die Bewegung unter seiner Hand. Irgend etwas bohrte sich in seine Haut, und er konnte es nicht verhindern!

Er wollte schreien. Das Grauen schnürte ihm die Kehle zu. In den Adern schien das Blut zu erstarren.

Wie ein Eiszapfen drang das Fremde in seinen Körper.

Leclerque klemmte noch seine Hand in die Armbeuge, um das Eindringende zurückzuhalten. Er packte den Stoff seines Hemdes und riß mit solcher Wucht daran, daß es auseinanderfetzte.

Seine Armbeuge – war leer.

Vor den Augen des Mannes begann alles zu kreisen. Die Konturen der unheimlichen Geistergestalt verwischten, und Leclerque fühlte sich seltsam kraftlos.

Er merkte nicht, wie er an der Innenwand abrutschte, mechanisch noch nach dem Sarg griff, um den Fall zu mildern.

Mit dem Oberkörper geriet er halb in den Sarg hinein.

Dort blieb er liegen.

Das schwarze Gespenst mit den weißen Augäpfeln stand nur eine Armweite von ihm entfernt.

Leclerque glitt hinein wie in ein Wolkenmeer.

Er hatte keinen Wunsch, keine Kraft mehr, sich irgendeinem Angriff zu widersetzen und selbst eine Aktion einzuleiten. Reglos lag er halb im Sarg, halb auf dem Boden des Laderaumes und spürte keinen Schmerz. Ein Vergessen kam über ihn wie ein Rausch.

Die Nachtseelen… Er wußte plötzlich etwas, was ihm zuvor unbekannt war. Sie sind wie Vampire… Sie brauchen das Leben… ich

brauche Leben!

Noch ein einziges Mal meldete sich sein kritisches. Bewußtsein und versuchte an die Oberfläche des Verstandes zu gelangen.

Nein, schrie es in ihm. Nicht ich brauche Leben – sondern die Nachtseelen… Die Vampire der Nacht aus Zoor… Ich habe mit ihnen überhaupt nichts zu tun…

Es war das letzte Aufbäumen seines eigenen Bewußtseins.

Marcel Leclerque verging wie ein Hauch im Wind. Sein Körper wurde schwarz, bildete nur noch einen gespenstischen Schatten und wurde zu jenem menschenähnlichen Etwas mit den leuchtend weißen Augen.

Dunkelheit… Wie gut ist die Dunkelheit… Ich muß mich hüten vor dem Licht… Die Sonne ist mein Feind…

Marcel Leclerque bewegte sich wieder.

Marcel Leclerque?

Nein!

Das war nur noch ein schwarzes Gespenst, das den Körper in sich aufgesogen hatte.

Was immer es auch war – es hatte nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit dem Mann, der eben noch wie ein Löwe kämpfte gegen die unheimlichen Kräfte aus einem anderen Reich, jedoch nichts auszurichten vermochte.

Die Nacht war sein Metier. Die Nacht mußte er nutzen, auf der Suche nach Leben. Allein oder mit den anderen. Er war ein Geschöpf von Zoor, und Nh'or Thruu war sein Meister.

Wie die anderen, so befand auch er sich jetzt auf der Suche nach Leben. Und wo gab es mehr Leben, als in einer großen Stadt?

Wie einst Fürst Dracula und seine Vampire, so ließen die Nachtseelen von Zoor sich in Särgen transportieren, um sich vor dem Licht zu schützen, das ihnen unangenehm war und sie schädigte.

Das Gespenst aus dem Sarg nahm seinen Platz darin wieder ein, griff nach dem Deckel und zog ihn über sich.

Die schwarze Gestalt, zu der Marcel Leclerque geworden war, schien den Boden des Laderaumes überhaupt nicht zu berühren. Lautlos glitt das Gespenst in die hinterste Ecke und ließ sich dort nieder, während der Wagen auf dem holprigen, abschüssigen Weg weiterrollte.

Hinter dem Steuer saß Jean, der Gärtner.

Auf dem Gut Saint Martin zurückgeblieben war die Haushälterin Lisette Manon.

Der Fahrer saß entspannt hinter dem Lenkrad. Die Geräusche aus dem Innern des Wagens schienen ihn überhaupt nicht in Aufregung versetzt zu haben.

Jean wußte, was in den Särgen lag, und er tat das, was Gaston

Belmond ihm befohlen hatte.

*

»Achtung!« rief Macabros noch, der erkannte, was sich entwickelte.

Die schwarze, an ein Gespenst erinnernde Gestalt im Schrank warf sich nach vorn. Direkt auf Richard Patrick zu.

Macabros handelte geistesgegenwärtig.

Er war eine Zehntelsekunde schneller als die Nachtseele aus dem Schrank.

Ehe Patrick begriff was geschah, flog er schon zur Seite, landete mitten auf dem weichen, breiten französischen Bett, und Macabros stand an der Stelle, wo er eben noch gestanden hatte.

Die Rechte des blonden Mannes mit den kühn geschnittenen Gesichtszügen und dem energischen Kinn, den stahlblauen Augen, denen nichts zu entgehen schien, schoß dem Angreifer entgegen.

Da gab es keinen Widerstand. Die Faust durchstieß den schwarzen Schattenkopf und landete mit voller Wucht an der linken Schranktür.

Es krachte, als hätte jemand mit einer Axt auf den Schrank geschlagen.

Ein Ächzen ging durch die Scharniere.

Macabros, selbst ein Ätherkörper, doch materiell faßbar, flog durch den eigenen Schwung nach vorn und damit durch den schwarzen Gespensterleib, durch den er einfach fiel wie ein Stein durch eine Wolke.

Im Fallen gegen den Schrank wirbelte Macabros noch herum, um das schwarze Gespenst nicht aus den Augen zu verlieren.

Das machte im gleichen Augenblick kehrt wie er, streckte die Hand nach ihm aus, und Macabros sah, wie etwas Langes, Schwarzes, Fingerdickes auf ihn zuschnellte. Es löste sich vom Körper des unheimlichen Bewohners dieses Zimmers.

Ein dreißig Zentimeter langes, schlangengleiches Gebilde wurde wie ein Pfeil auf ihn abgeschossen, und im nächsten Moment spürte Macabros eine materielle Substanz auf seinem Arm. Das Gefühl, das er empfand, wurde in der gleichen Sekunde weitergegeben an den Originalkörper. Björn Hellmark, Tausende von Meilen vom Ort des Geschehens entfernt, erlebte auf Marlos in Gedanken all das mit, was seinem Zweitkörper Macabros widerfuhr.

Die schwarze Schlange kroch blitzschnell über Macabros' Unterarm, erreichte die Ellenbeuge und biß sich fest. Doch wo normalerweise die Vene hätte sein müssen, gab es sie nicht. Macabros war ein Körper aus feinstofflicher Substanz. In ihm gab es keine Organe, kein Nerven- und Adergeflecht, nichts, was in irgendeiner Form verletzt werden konnte.

Dennoch riß auch Macabros den Hemdsärmel in die Höhe und sah das fingerdicke, aalglatte und feuchtschimmernde Gebilde, das sich in seinen Körper bohren wollte, jedoch keinen Eingang fand.

Mit der Linken packte Hellmarks Doppelkörper zu.

Er schleuderte instinktiv das schwarze, harte Ding gegen die Wand neben der Tür. Das Gebilde blieb daran kleben, wurde breit und lief dann langsam wie eine schwere, ölige Masse zähtropfend an der Wand herab, gummiartig sich verformend.

Das schwarze Gespenst schien einen Augenblick unschlüssig und war verwirrt, als es erkannte, daß sein Angriff nicht die erfolgte Wirkung zeigte.

Als ob ein unsichtbarer Windstoß es träfe, wich es zur Seite hin aus, ohne den Boden zu berühren. Es glitt einfach darüber hinweg, und erst jetzt erkannten Macabros und Richard Patrick, daß der Körper der schwarzen Gestalt spitz nach unten zulief und nicht in zwei Beinen endete!

Die Geistererscheinung schoß auf die Tür zu, zog den Riegel zurück, riß sie auf und stürzte auf den Korridor.

Das alles vollzog sich mit gespenstischer Lautlosigkeit.

Der Schwarze rannte an der Zimmerflucht vorbei zum Treppenaufgang, drehte sich plötzlich um seine eigene Achse und wandte sich nach links, wo der Korridor ebenfalls abzweigte.

Auf der breiten Treppe kam gerade jemand in die Höhe. Ein Paar!

Es war so ins Gespräch vertieft, daß es nicht mitbekam, was sich dort oben abspielte.

Der Geist aus einer anderen dämonischen Welt lief in den Seitenkorridor, wo er jedoch vom Regen in die Traufe kam.

Dort wurde in diesem Moment eine Tür geöffnet.

Es erschien eine junge Frau in großer Abendgarderobe, das schwarze Haar hochgesteckt, in eine Wolke von Parfüm gehüllt.

Die Schöne kam nicht mehr dazu, die Tür zu ihrem Zimmer zu schließen.

Die unheimliche Gestalt huschte an ihr vorüber wie ein Schatten, und gleich hinterher folgte Macabros.

Beide liefen in das Apartment.

Die Frau an der Tür wurde Zeuge eines unfaßbaren Geschehens.

Die schwarze Gestalt erreichte die spaltbreit geöffnete Balkontür, eilte hinaus und glitt schattenhaft über die Brüstung in die Tiefe. Das Zimmer lag in der zweiten Etage.

Die Beobachterin konnte deutlich sehen, daß die schwarze Gestalt nicht wie ein Stein in die Tiefe fiel, sondern herabschwebte, als würde sie auf der Plattform eines Aufzugs stehen.

Da war auch der blonde Mann schon heran.

Und dann sah die Frau, die wie angewurzelt stand, daß die Gestalt

des Blonden plötzlich verschwunden war. Wie ein Geist, der in seine unsichtbare Welt eintauchte!

Die Beobachterin öffnete den Mund und wollte schreien. Doch kein Laut kam über ihre Lippen.

Ihre Wangenmuskeln begannen zu zittern, sie klammerte sich an die messingfarbene Türklinke und schüttelte dann – wie unter innerem Zwang - heftig den Kopf.

Das alles konnte es nicht geben…

Das schwarze Gespenst – es war vor dem Verfolger davon gerannt. Es hatte keine Beine gehabt… Dieser Mann, der hinter ihm herjagte, aber war ebenfalls ein Geist und nicht von dieser Welt.

Ein Mensch aus Fleisch und Blut konnte sich nicht einfach auflösen…

Das alles war zuviel für die Beobachterin. Sie verdrehte die Augen und sackte an der Stelle zusammen, wo sie gerade stand.

Für Macabros war die wilde Jagd noch nicht zu Ende.

Nur der Tatsache, daß der Balkon auf der rückwärtigen Seite des Hauses lag, war es zu verdanken, daß sonst niemand Zeuge des seltsamen Vorgangs wurde.

Das Gespenst verschwand in der Dunkelheit. Doch auch Hellmark, der von Marlos aus jede Aktion seines Doppelkörpers genau verfolgte, der mit Macabros' Augen sah und inzwischen einzige, gespannte Aufmerksamkeit war, tauchte wie aus dem Boden gewachsen vor dem unheimlichen Flüchtling aus einer anderen Welt auf.

Er lief Macabros genau in die Arme.

Doch wieder das gleiche Erlebnis! Macabros faßte keine Materie und stieß durch ein zwar Konturen aufweisendes Geschöpf, aber ohne es packen zu können.

Aber das konnte nicht sein.

Ganz deutlich hatte er gesehen, wie dieses Gespenst die Tür zum Zimmer Pierre Yves Bayonnes geöffnet hatte, wie es schließlich auch die Balkontür zum Zimmer der Fremden öffnete, ohne daß die Hand dabei durch die Klinke geglitten wäre.

Dieses Wesen, das aussah wie die klassische Darstellung eines Schloßgespenstes, nur mit dem Unterschied, daß es schwarz war wie die Nacht, war mal stofflich und mal nebelförmig. Dies in einem derart schnellen Wechsel, daß man es als Beobachter nicht begriff. Nur so konnte Macabros sich die Eigenart seines Gegner erklären. Wenn es überhaupt eine Erklärung gab…

Wenige Schritte von der Stelle entfernt, an der die schwarze Erscheinung und Macabros angekommen waren, befand sich ein Durchlaß zur Straße. Motorengeräusch wurde von einem leichten Luftzug herangetragen.

Das Gespenst glitt auf den dunklen Torbogen zu, beinahe

magnetisch von der Schwärze angezogen.

Es scheute das Licht. Doch draußen auf der Straße waren Laternen, waren die Scheinwerfer von Autos.

Einige Sekunden wurde die schwarze Gestalt vom Licht einer Straßenlaterne voll getroffen.

Macabros sah deutlich, wie das Geschöpf sich abwandte, als würde die Helligkeit ihm Schmerzen bereiten.

Nur wenige Schritte vom Torbogen entfernt befand sich am Rande des Bürgersteigs ein Gully.

Ehe Macabros sich versah, war die dunkle Gestalt dort, bückte sich und riß mit hartem, kraftvollem Ruck die schwere Abdeckung heraus, als würde ihm das überhaupt keine Mühe bereiten.

Macabros geriet von einer Überraschung in die andere.

Der Schwarze ließ den schweren Deckel achtlos auf die Straße fallen, daß es krachte und sprang im nächsten Moment in das dunkle Loch, aus dem üble Gerüche stiegen.

Er suchte die Dunkelheit, die Abgeschiedenheit, die Ferne von Menschen. Dort unten in der Erde, in der Kanalisation der Stadt Paris, fand er die mit Sicherheit.

Er tauchte ein in die absolute Schwärze, und Hellmark versetzte seinen Doppelkörper sofort ebenfalls in die Tiefe des Kanals, der unter der Straße durchfloß.

Ein Gurgeln und Platschen lag in der Luft, seltsame Geräusche, wie sie nicht alltäglich waren. Macabros fühlte zwischen seinen Beinen Bewegung.

Kaninchengroße Ratten liefen an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten. Er hatte nicht den Geruch von Fleisch und Blut an sich, sodaß sie gar nicht seine Witterung aufnahmen. Sie registrierten zwar den Fremdkörper, aber der bedeutete ihnen nichts.

Macabros tauchte kurz hintereinander an entfernt liegenden Orten auf, in der Hoffnung, wieder den geheimnisvollen, geisterhaften Besucher aufzustöbern. Doch seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Der andere blieb verschwunden. Er war eins geworden mit der Dunkelheit…

Macabros war verärgert. Er hatte sich an der Nase herumführen lassen. Aber wie hätte er auch dieses nebelhafte Gebilde festhalten sollen?

Wer oder was war das gewesen, und wo kam es her?

War es wirklich eine Gespensterscheinung oder ein Mensch, der zum Gespenst geworden war? Unwillkürlich mußte Macabros daran denken, daß das Zimmer zweihundertsechsundsiebzig ursprünglich von einem Mann namens Pierre Yves Bayonne bewohnt wurde. Wo war Bayonne jetzt? Warum hatte er sich vor vier Tagen zum letzten Mal gemeldet, obwohl doch ein ganz anderer Rhythmus abgesprochen

war?

Hing sein Schweigen mit der schwarzen Erscheinung in seinem Raum zusammen?

Macabros wurde ein komisches Gefühl nicht los und zweifelte keine Sekunde daran, daß es eine enge Verbindung zwischen dem Auftauchen der Ruine mitten im afrikanischen Dschungel, der Begegnung Bayonnes mit einem Mann, der die Ruine gesehen hatte und der schwarzen Geistererscheinung im Hotelzimmer gab.

Es hatte keinen Sinn mehr, sich länger in der unterirdischen Kanalisation aufzuhalten. Er gab dem Impuls nach, in das Zimmer zweihundertsechsundsiebzig zurückzukehren…

*

Björn Hellmark, noch immer auf Marlos, unterrichtete die anwesenden Freunde über alles, was er durch seinen Doppelkörper an Erfahrungen mitbekommen hatte.

Schweigend und angespannt hörten sie ihm zu.

Mit jedem Wort, das Hellmark sagte, wurde die Miene seines Freundes, des Priesters Ak Nafuur, ernster.

»Wer oder was steckt dahinter, Ak Nafuur?« fragte Björn unvermittelt. »Du hast doch einen Verdacht, nicht wahr?«

»Ja«, kam die Erwiderung wie aus der Pistole. »Es sind die Nachtseelen von Zoor, die Eingang in die Welt gefunden haben…«

Der Name Zoor war auch Björn und seinen Freunden nicht unbekannt, in der Dämonologe um Rha-Ta-N’my spielte diese Ortsbezeichnung eine Rolle.

Shab-Sodd, der Dämonenzeuger, war mit dem Auftrag aus der Tiefe des Universums gekommen, in den Mikrokosmos einzudringen. Dieser Wechsel war auf der Erde erfolgt. Die Zitadelle der Grausamen stand dabei im Mittelpunkt dieses gewaltigen Ereignisses. Die magischen Kammern jenes Gebäudes, von den Händen Außerirdischer irgendwann errichtet, waren geschaffen worden, Haß und Wahnsinn der Dämonen- und Gespensterwelt auch in jene Gefilde zu tragen, die menschlichen Blicken nicht mehr zuträglich waren.

Erst kürzlich hatten Hellmark und seine Freunde die Zitadelle entdeckt und waren mit dem ganzen Grauen, das noch immer dort herrschte, konfrontiert worden. Eine der vielen tausend Kammern, die dort in der Zitadelle seltsam perspektivisch verzerrt, mit windschiefen Wänden und Decken vorhanden waren, wurde aus dem normalen Universum in das des mikroskopisch Kleinen geschleudert.

Dort suchte er Verbündete, und fand sie in Utosh-Melosh-Orsh, dem dreiköpfigen Lügengott und Nh'or Thruu, dem Irren Zoor. Seitdem beherrschten diese willigen Schergen Rha-Ta-N’mys ein

Universum, das Platz hatte in einer Hand.

Aus dem geheimnisvollen Zoor, einem Land auf einer mikroskopisch kleinen Welt, sollte das Grauen auf diese Erde gekommen sein?

Björn Hellmark, erfahren in unwahrscheinlichen Abenteuern, wußte nur zu gut, daß es nichts gab, was auf dieser Erde als 'unmöglich' bezeichnet werden konnte.

»All das, was du mir erzählt hast, Björn, läßt nur einen Schluß zu, daß die Nachtseelen von Zoor ein Loch gefunden haben, hierher zu kommen.«

»Erzähle mir mehr über sie, Ak Nafuur!«

»Sie sind wie Vampire. Sie ergreifen Besitz von Körpern, übernehmen sie vollständig und sind wie die Blutsauger auf den Schutz der Nacht angewiesen. Die Nachtseelen unterstehen dem direkten Befehl von Nh'or Thruu. Sie schützen sein Reich, weisen alle Eindringlinge zurück und machen Gegner, die es wagen, das Land der Väter zurückzuerobern, zu ihresgleichen. Damit bluten sie langsam aber sicher jene Völker aus, die an die Dämonen unter Rha-Ta-N'my ihre Heimat verloren haben.«

Ak Nafuur sprach leise. Er wirkte müde. Nervös fuhr er sich durch sein weißes Haar. Dann sprach er weiter. »Wir können davon ausgehen, daß jener Ruinenrest im Dschungel zurückgeht auf die Zitadelle. Sie hat sich wie ein verglühender Meteor in ihre Einzelteile aufgelöst. Ausgelöst haben kann dies der Angriff Macabros' auf das Zentrum der ›drei Schwarzen Magier‹. Vielleicht gibt es Tausende und Abertausende von Bruchstücken, die überall in der Welt niedergegangen sind und bis jetzt noch nicht entdeckt wurden. Im Fall Albert Nevieux und Gaston Belmond ist eine Gefahr wirksam geworden, über die wir unbedingt Näheres wissen müssen…«

Hellmark nickte. »Du sprichst mir aus dem Herzen, Ak Nafuur. Aber es ist leichter gesagt als getan. Ihr alle wißt, was inzwischen geschehen ist. Wir tappen völlig im Dunkeln. Bisher ist es nicht gelungen, festzustellen, aus welchem Grund Pierre Yves Bayonne, der Informant meines Freundes Rich, sich bisher nicht wieder gemeldet hat. Nur über eine Person scheint mir im Augenblick eine Möglichkeit gegeben herauszufinden, wo genau sich die Stelle im afrikanischen Dschungel befindet. Dieser Mann ist Albert Nevieux. Ich muß ihn so schnell wie möglich ausfindig machen.«

»Wenn du ihn gefunden hast, Björn - laß es mich wissen…«, entgegnete Ak Nafuur.

»Ich werde es tun, aber du wirst auf keinen Fall dabei sein, wenn ich mich zu der Stelle begebe, wo die Reste der Zitadelle sich aus Raum und Zeit herausgeschält haben. Ich möchte, daß du dich ausruhst. Die letzten Abenteuer haben dich viel Kraft gekostet.«

Ak Nafuur wußte, daß Björn recht hatte, dennoch protestierte er.

»Ich konnte trotz allem für dich bisher wenig tun«, ließ er sich vernehmen.

»Rha-Ta-N'my läßt uns einfach keine Zeit, das in die Wege zu leiten, was wir tun müßten. Ihre Macht ist ungeheuer.« Björn sprach von der Dämonengöttin. Ihr hatte sich einst Ak Nafuur verschrieben und wurde Molochos.

Erst vor kurzer Zeit war er wieder zurückgekehrt in die Reihen der Menschen. Er hatte sich vorgenommen, das Wissen, das er im Lauf seines von dämonischen Gesetzen bestehende Lebens gesammelt hatte, an die weiter zu geben, die Todfeinde des Bösen waren.

Seine Kenntnisse in die richtigen Hände weitergereicht, konnten die Wirkung von Bomben haben. Gerade das massive Auftauchen hochrangiger Dämonen, wie Ustrus, des Unheimlichen, oder Apokalyptas, der 'Ewigen Unheilbringerin' in neuester Zeit sprachen dafür, daß Rha-Ta-N'my eine Strategie befolgte, die auch Molochos neu war.

Das Auftauchen der Nachtseelen… war es nur ein Zufall, der auf Macabros' Angriff zurückging, oder erhielt Rha-Ta-N'my aus dem Reich der Mikroweiten durch Shab-Sodd Unterstützung?

Sie waren auf Vermutungen angewiesen.

»Nutze die Zeit und schreibe alles nieder, was du weißt«, sagte Hellmark. »Sobald ich weiß, was hinter dem Angriff der Nachtseelen steckt, werde ich berichten…«

»Und dann, Björn, werde ich mit dir kommen«, schaltete sich Arson, der Mann mit der Silberhaut, unvermittelt ein.

Er, der aus der Zukunft stammte, hielt sich seit geraumer Zeit auf der unsichtbaren Insel auf. Arsons Auftrag war es, die Zeiten zu kontrollieren und geschichtliche Abläufe zu analysieren. Die Zeit, aus der er kam, lag in der fernen Zukunft. Auch dort noch wirkten sich störende Einflüsse jener aus, von denen man behauptete, daß sie in anderen Dimensionen und im Reich der Finsternis zu Hause waren.

Hellmark nickte. »Einverstanden! Einen Helfer kann ich immer brauchen. Da sage ich niemals nein. Aber nur, wenn es wirklich notwendig ist. Außerdem…«

Er unterbrach sich, ohne daß die Freunde einen ersichtlichen Grund dafür erkannten.

Der war nur Björn Hellmark bewußt geworden.

Er versetzte in diesem Augenblick seinen Zweitkörper zurück in das Hotelzimmer Nummer zweihundertsechsundsiebzig.

»Rich?« fragte Macabros Tausende Meilen entfernt. Die Frage wurde Bewußtseinsinhalt Björns, und die Umgebung, die sein Zweitkörper mit seinen Sinnen aufnahm, sah praktisch auch er. Der Raum, in dem Richard Patrick nach dem Angriff der Nachtseelen

zurückblieb, war leer…

*

Macabros Gesichtszüge wurden hart.

Der Freund konnte sich nicht in Luft aufgelöst haben!

Macabros sah sich aufmerksam in dem Apartment um.

Keine Spur…

Er verließ das Zimmer. Vielleicht war Patrick in seiner Aufregung nach draußen gelaufen? Doch auch auf dem Korridor war alles leer. Die Seitenabzweigung… Neben der geöffneten Tür lag noch immer die junge Frau, die vor wenigen Minuten ohnmächtig geworden war.

Macabros eilte auf sie zu und hob sie auf seine Arme.

»Hallo, Madame! Können Sie mich hören?«

Er trug die schöne Fremde ins Zimmer.

Die Augenlider mit den langen, seidigen Wimpern zitterten aufgeregt wie die zarten Flügel eines Schmetterlings.

Macabros ging zum Waschbecken, feuchtete das Handtuch an und tupfte damit die Stirn der Ohnmächtigen ab.

Die Frau gab ein leises Stöhnen von sich. Dann schlug sie die Augen auf.

»Es ist alles in Ordnung, Madame. Sie brauchen sich nicht zu ängstigen. Es besteht überhaupt kein Grund zur Sorge…«

Sie lächelte ihn an. »Wenn Sie bei mir sind, habe ich keine Angst mehr«, sagte sie mit leiser, verführerischer Stimme.

Er wandte sich zum Gehen. »Wo wollen Sie hin?« rief sie ihm nach. Sie war wieder voll bei Bewußtsein. »Bleiben Sie doch, bitte…«

Aber Macabros hörte sie schon nicht mehr. Er war an der Tür, drückte sie ins Schloß und eilte davon. Drei Schritte von der Tür entfernt löste Hellmark auf Marlos seinen Zweitkörper auf. Beide Körper lebendig und voll aktiv zu erhalten, kostete ihn viel Kraft und zehrte an seiner Substanz.

Macabros verschwand in dem Augenblick, als die attraktive Französin die Tür ihres Zimmers öffnete.

Die Frau war erstaunt, den Korridor vor sich leer zu finden.

Ihre schön geschwungenen, feuchten Lippen öffneten sich zu einem leisen Aufschrei.

Sie wurde an die Szene von vorhin erinnert, als dieser Mann sich schon mal wie ein Geist aufgelöst hatte.

War er kein Mensch aus Fleisch und Blut?

Der Gedanke schockte sie und bewirkte das gleiche wie vorhin.

Sie verdrehte die Augen, ihre Kniekehlen wurden weich.

Sie schaffte es gerade noch zwei Schritte zurück zu gehen und fiel dann auf das Bett.

Die Beine hingen über die Seite, mit dem Oberkörper lag sie in seltsam verkrampfter Haltung, beide Hände ausgestreckt wie in Erwartung, daß irgend jemand kam, den sie umarmen konnte.

Die Tür war weit geöffnet.

Vom Ende des Ganges – aus Richtung Zimmer zweihundertsechsundsiebzig - näherte sich ein etwas dreißig Zentimeter langes Etwas, das dicht an der Bodenleiste entlangglitt, so daß es im Schatten kaum auffiel.

Es bewegte sich lautlos und mit erstaunlicher Schnelligkeit.

Es war jenes Ding, das sich aus dem Körper der Nachtseele gelöst hatte, der Macabros und Richard Patrick im Schrank des Zimmers zweihundertsechsundsiebzig zu allererst begegneten.

Unbemerkt und flink wie eine Schlange verschwand es in den Raum, in dem die bewußtlose Frau lag.

*

Björn Hellmark ließ Macabros direkt neben sich erstehen, berührte ihn und verschwand im nächsten Moment aus dem Kreis der Freunde.

Rani Mahay erhob sich ebenfalls.

»Nun, wenn unsere Zusammenkunft so abrupt unterbrochen wird, mache ich mich am besten auch gleich auf den Weg«, meinte der glatzköpfige Inder. »Bis dann! Wollen wir hoffen, daß ich das schöne Mädchen unter all den schönen Frauen in Paris wirklich entdecke.«

Seine Worte waren kaum verklungen, da war er auch schon verschwunden.

Leise fauchend schlug die Luft an der Stelle zusammen, wo er eben noch gestanden hatte.

Fast zur gleichen Zeit kamen Rani Mahay und Björn Hellmark in Paris an. Beide jedoch an zwei völlig verschiedenen Stellen.

Der Inder materialisierte neben einer dunklen Hausfassade in der Nähe des Place de la Concorde, Björn Hellmark und Macabros kamen auf dem Parkplatz des Hotels an, an dem in großen schwarzen Buchstaben der Name 'Bijou' prangte.

Niemand wurde Zeuge, als Macabros sich auflöste.

Der blonde Mann bewegte sich mit federnden Schritten zum Hautpeingang und sprach an der Rezeption vor.

Der Concierge blickte interessiert auf und strich sich über seinen graugesprenkelten Bart.

»Monsieur, was kann ich für Sie tun?«

Björn erklärte, daß ein Freund von ihm im Hotel logiere.

»Sein Name ist – Pierre Yves Bayonne. Er ist doch noch bei Ihnen untergebracht, nicht wahr?«

Er brauchte unbedingt diese Einleitung, um schließlich auch von

Richard Patrick sprechen zu können, von dem er behauptete, daß dieser Mann die Absicht hatte, hierher zu kommen, um Bayonne zu besuchen. Dann hatte die Geschichte wenigstens Hand und Fuß.

Björn war darauf eingestellt, zu hören, daß Pierre Yves Bayonne sich nicht mehr im Hotel aufhalten würde. Schließlich hatte er als Macabros festgestellt, daß das Zimmer zweihundertsechsundsiebzig nicht mehr bewohnt war.

Um so überraschter war er, die Antwort zu hören.

»Oui, Monsieur Bayonne ist Gast dieses Hauses. Allerdings hält er sich im Moment nicht hier auf. Er hat das Hotel vor drei Tagen verlassen, sein Zimmer aber noch für zehn weitere Tage im voraus bezahlt.«

»Das ist seltsam«, stellte Björn sich auf die veränderte Situation ein. »Ein Freund von mir wollte ihn besuchen, er muß hier im Hotel gewesen sein. Vielleicht haben Sie ihn zufällig gesehen?«

»Wie sah Ihr Freund denn aus?«

Björn Hellmark gab eine genaue Beschreibung Richard Patricks.

Kopf schütteln. »Nein, Monsieur! Tut mir leid! Ein Herr, auf den diese Beschreibung paßt, hat nicht nach Bayonne gefragt. Kann ich irgendeine Nachricht für ihn hinterlassen?«

»Hat er denn angegeben, wann er wieder zurück sein will?«

»Leider nein. Doch wenn er für zehn Tage voraus bezahlt hat, ist anzunehmen, daß er in der Zwischenzeit noch mal sein Zimmer aufsucht.«

Da gab es eine Frage, die Hellmark auf der Zunge brannte. »Wenn Monsieur Bayonne sich für längere Zeit nicht in Ihrem Haus aufhält, ist doch anzunehmen, daß er auch sein Gepäck mitgenommen hat, nicht wahr?«

»Ja, das hat er mitgenommen«, entgegnete der Mann mit dem Bärtchen. »Dennoch ist das Zimmer für ihn jederzeit reserviert. Schließlich hat er bezahlt.«

Hellmark bat darum, einen Blick in jenen Band des Pariser Telefonbuches zu werfen, in dem der Buchstabe ’N’ vorkam.

Er hatte einen Verdacht. Und im Moment sah er keine andere Möglichkeit des Weiterkommens, als die, herauszufinden, wo Albert Nevieux, der Mann wohnte, mit dem Pierre Yves Bayonne sich getroffen hatte.

Der Name war glücklicherweise nicht so weit verbreitet. Und Albert Nevieux gab es in der Millionenstadt nur eine Handvoll.

Hellmark bedauerte, daß der Fotograf hinter dem Namen seinen Beruf nicht hatte aufführen lassen.

Er ließ einen Versuchsballon los. »Kennen Sie zufällig den Fotografen Albert Nevieux?« fragte er unvermittelt.

»Naturelement, Monsieur. Sein Name ist so bekannt wie die

Zeitschrift, für die er arbeitet. Ich bin zufällig begeisterter Amateurfotograf und besitze mehrere Fotobände von Monsieur Nevieux.«

»Das ist ja großartig!« Hellmark atmete erleichtert auf.

»Und kürzlich hatte ich sogar die Freude, Monsieur Nevieux persönlich kennenzulernen. Er war hier im Hotel. Bei Ihrem Freund Bayonne.«

Nun paßte plötzlich alles zusammen, und Björn war froh, daß er die Sprache noch mal darauf gebracht hatte. Der Concierge konnte genau angeben, welcher Albert Nevieux der Fotograf war. So konnte Hellmark sich ersparen, die einzelnen Bezirke aufzusuchen, um dies erst herauszufinden.

Björn bedankte sich, verließ das Hotel und verwandelte sich wenige Schritte vom Eingang des ’Bijou’ entfernt in Macabros, um im nächsten Augenblick in der Rue Buffon aufzutauchen.

Das fünfstöckige alte Mietshaus, in dem Albert Nevieux wohnte, stand genau am Jardin de Plantes.

Hellmark studierte die Namensschilder am Hauseingang. Der Fotograf wohnte direkt unter dem Dach.

Björn drückte auf die Türklingel.

Ob Nevieux zu Hause war?

Der Türsummer ging, und Hellmark trat in den dunklen, muffig riechenden Hausflur.

Der späte Besucher ging in den vergitterten Lift, der ihn ratternd in die Höhe trug.

Nevieux war also da. Vielleicht würde er durch ihn mehr erfahren über das, was sie im Hotelzimmer Pierre Yves Bayonnes in Bann gezogen hatte.

Darüber hinaus erwartete er jemand Bestimmten zu treffen. Wenn seine Gedankengänge richtig waren…

Als sich rasselnd die Lifttür im obersten Stock öffnete, wußte er, daß seine Vermutung richtig war.

»Rich!« entfuhr es ihm dennoch überrascht. »Daß ich dich bei Nevieux wahrscheinlich treffen würde – damit habe ich schon gerechnet. Daß du aber an der Tür stehen würdest, um mich in die Wohnung zu lassen – das allerdings schlägt dem Faß den Boden aus!«

Richard Patrick wirkte bleich und verstört. Die Tür zu Albert Nevieux’ Wohnung lag zwei Schritte von dem vergitterten Aufzug entfernt.

»Wenn du das nächste Mal wieder so überraschende Exkursionen unternimmst, wäre es ganz gut, wenn du mich vorher informieren würdest«, beschwerte sich Hellmark. »Es hätte nicht viel gefehlt, und mir wäre nicht erspart geblieben, ganz Paris nach Albert Nevieux abzusuchen.«

»Der Gedanke kam mir ganz plötzlich«, entgegnete der Verleger. »Schließlich konnte ich nicht wissen, daß ich so überraschend aufbrechen würde. Die Adresse war mir durch Bayonne bekannt.«

»Und du hast so etwas wie einen sechsten Sinn entwickelt, wie? Du wußtest also, daß ich nachkommen würde? Deshalb stehst du schon an der Tür. Eigentlich hätte doch Nevieux öffnen müssen.«

»Der ist nicht da.«

»Und wie kommst du dann in die Wohnung, Rich?«

»Ganz einfach, mit einem Nachschlüssel…«

Björn glaubte nicht richtig gehört zu haben. »Das ist gegen das Gesetz, Rich! Ich verstehe nicht…«

»Ich bin einen Schritt zu weit gegangen… Ich weiß! Aber manchmal gibt es Dinge im Leben, die lassen sich eben nur so und nicht anders klären. Da ist das Schicksal meines Mitarbeiters Bayonne, und es ist irgendwie mit dem des Fotografen verknüpft. Wenn sich nun niemand darum kümmert, wird es nie eine Aufklärung geben. Aber das muß geschehen und schreit nach Aufklärung, nicht wahr? Komm’ mit rein! Ich habe etwas entdeckt… Du wirst Augen machen…«

Als wäre er der Besitzer der Wohnung, machte Patrick einen Schritt zur Seite und ließ Hellmark an sich vorbei.

Björn war einzige gespannte Aufmerksamkeit. Hatte er es wirklich mit seinem Freund Richard Patrick zu tun oder war hier ein Feind entstanden, den er fürchten und aufmerksam im Auge behalten mußte? Sollte er in eine Falle gelockt werden?

Er wußte, daß im Reich der Geister und Dämonen das Unwahrscheinliche das Normale war.

Außer der Dämonenmaske, die er stets in der Tasche mit sich trug, hatte er kein anderes Abwehr- und Kampfmittel dabei. Doch dies würde reichen, wenn es zu offenen Auseinandersetzungen kommen sollte.

Er beobachtete Richard Patricks Reaktion genau, als er sich auf gleicher Höhe mit ihm befand.

Patrick war nervös und aufgeregt, aber er zeigte keine Angst. Das typische Verhalten eines Dämons, der die Dämonenmaske in unmittelbarer Nähe spürte, haftete ihm nicht an.

Patrick drückte leise die Wohnungstür ins Schloß.

Dann ging er Hellmark voran und erklärte, wie alles gekommen war.

Unmittelbar nach der Verfolgungsjagd Macabros’ war Patrick aus dem Hotel gelaufen. Er hatte sich ein Taxi genommen und war in die Rue Buffon gefahren.

Die Begegnung mit dem schwarzen Spuk hatte ihn völlig durcheinander gebracht. Alles wies darauf hin, daß Pierre Yves

Bayonne etwas entdeckt hatte, das möglicherweise zur tödlichen Gefahr für ihn geworden war. Bis zur Stunde stand noch nicht mal fest, ob es sich bei dem Unheimlichen aus dem Schrank nicht ganz und gar um den Mitarbeiter von 'Amazing Tales' handelte.

Die Ereignisse, die Nevieux von Afrika aus in Bann zogen, spielten auch in Bayonnes Leben plötzlich eine Rolle.

»Aber da scheint einiges mehr im Argen zu liegen, als wir uns in unseren Träumen vorstellen können«, fuhr er fort. »Nevieux hat das Grauen hierher in die Stadt gebracht…«

Die Wohnung bestand aus insgesamt vier Räumen. Einer davon war als Dunkelkammer eingerichtet.

Die Türen zu den anderen Zimmern waren nur angelehnt. Hellmark kam an Bad und Küche vorbei, dann an einem kleinen Arbeitsraum, dessen Tür weit offen stand. Die Wände waren verziert mit großformatigen, glänzenden Fotos, die Nevieux in aller Welt aufgenommen hatte.

Dem Arbeitsraum gegenüber lag das Schlafzimmer. Das Wohnzimmer war der größte Raum.

Dort brannte in der Ecke eine altmodische Stehlampe. Ihr schwacher Schein fiel auf ein makabres Objekt, das mitten im Wohnzimmer stand.

Ein schwarzer, geöffneter Sarg!

»Ist das die Wohnung von Graf Dracula?« bemerkte Björn tonlos.

»Das glaube ich auch. Das Haus eines Vampirs! Särge gehören normalerweise nicht zu einer Wohnungseinrichtung. Hier aber scheint er eine ganz bestimmte Absicht zu erfüllen.«

Björn mußte unwillkürlich an die Ausführungen seines Freundes Ak Nafuur denken. Im Zusammenhang mit den Nachtseelen hatte er vom vampirischen Leben gesprochen.

Menschen wurden zu Nachtseelen, zu einer Art Vampire, wenn sie einer bestimmten Spezies aus dem Reich des wahnsinnigen Nh'or Thruu begegneten: diese Spezies war über eine bestimmte Brücke, die einst Shab-Sodd bediente, in die sichtbare, dreidimensionale Welt geraten.

»Ich glaube, ich weiß, wie alles gekommen ist«, fuhr Richard Patrick unvermittelt zu sprechen fort. Er wirkte immer noch bleich. Seine Augen hatten einen fiebrigen Glanz. »Der Hausherr ist ausgeflogen. Doch alles spricht dafür, daß er wieder zurückkommt. Der Sarg bietet ihm Sicherheit. Im Arbeitszimmer Nevieux' gibt es ein Tagebuch von der letzten Reise, die er gemeinsam mit einem gewissen Gaston Belmond unternommen hat. Das ist der berühmte Besitzer der nicht minder berühmten Weinfelder… Schau dir das Tagebuch an! Dort findest du alles beantwortet, was dich jetzt noch an Fragen beschäftigt…«

Er folgte Richard Patrick in Nevieux' Arbeitszimmer.

Der Begriff 'Arbeitszimmer' bezeichnete diesen Raum nicht ganz genau.

Björn Hellmark empfand ihn mehr als eine Art Bibliothek, wo im Regal, das eine ganze Wand einnahm, hauptsächlich Kunst- und Bildbände großer französischer Verlage standen.

Direkt vor dem Fenster befand sich ein kleiner Schreibtisch, dessen Schubladen offen standen. Patrick hatte sie sich bereits vorgenommen. Mehrere fein säuberlich angelegte Tagebücher befanden sich darin.

Jedes einzelne trug eine Jahreszahl.

Das letzte in der Reihe lag aufgeschlagen mitten auf der Tischplatte.

Hellmark begann darin zu blättern. Die knappen Eintragungen waren mit schwarzer Tinte erfolgt, die Texte zum Teil aufgelockert mit kleinformatigen Fotos, die Nevieux nachträglich eingeklebt hatte.

Ausführlich war der Beginn der Reise mit dem Ehepaar Belmond geschildert. Die einzelnen Stationen waren genau aufgeführt. Eine ganze Seite wurde von einer Karte eingenommen, in die noch mal durch rote Kreise die Stationen gekennzeichnet waren, an denen die private Forschungsgruppe Rast machte oder ihr Lager aufschlug.

Es gab Fotos von den drei Teilnehmern und den Trägern, die die Expedition begleiteten.

Er sah die Bilder von verstaubten, armseligen Dörfern am Wegrande. Vor den stroh- und blättergedeckten Dschungelhütten, die versteckt mitten im Busch standen, drängten sich scheue Eingeborene.

Der letzte Rastplatz der Gruppe lag fünfzig Meilen südlich von Modongo, einem winzigen Dschungeldorf, entfernt.

Dort hatte Albert Nevieux die Ruine fotografiert.

Das Foto befand sich ebenfalls in seinem Tagebuch!

Hellmark war wie elektrisiert.

Deutlich erkannte er einen der abgebrochenen Türme der Zitadelle. Der Torbogen daneben war voll erhalten und führte in unbekannte, schummrige Dunkelheit.

Zu erkennen waren außerdem einige große Steinquader, die bizarr verschoben aus einer Wand ragten und aussahen wie eine Treppe, die in einen dahinter liegenden Raum führte.

Wenn man nur die Fotografie sah, war es schlecht möglich den Umfang der Ruine zu schätzen.

Daß es ein gewaltiger Brocken war, der dort mitten im Busch förmlich aus dem Nichts herausgewachsen war - dies jedoch war anzunehmen.

Der Gedanke daran, daß es möglicherweise auf der Welt noch mehr solcher Ruinenreste gab, bedrückte Hellmark. Aber bisher war außer den Vorgängen hier in Paris offenbar noch nichts geschehen,

was mit den Unheimlichen aus einer anderen mikroskopisch kleinen Welt in Zusammenhang gebracht wurde. Und hier in der dritten Dimension des Diesseits nahmen sie die Größe an, wie es im richtigen Verhältnis zu ihnen und dieser Welt stand.

Keinen Zweifel daran gab es, daß die drei Menschen, die an dieser privaten Forschungsreise in den afrikanischen Busch teilnahmen, vom Zeitpunkt der Entdeckung der Ruine Veränderte waren.

Das schlug sich auch in Albert Nevieuxs Texten nieder.

Unmittelbar nach dem gespenstischen Fund war der Aufbruch der kleinen Truppe erfolgt. Unter den nachfolgenden Datumsangaben standen nur noch einzelnen Sätze wie: ›Wir sind aufgebrochen‹. ›Wir sind in Modongo angekommen‹. Drei Tage später: ›Ankunft in Paris. Ich muß dafür sorgen, daß ich abgesichert bin…‹ Was meinte er damit?

Mit der Ankunft in Paris endeten die Eintragungen.

Mit keinem Wort erwähnte Albert Nevieux irgendwelche Sonderheiten oder Ereignisse, die eventuell im Zusammenhang mit der Ruine der Zitadelle standen.

Mit keinem Wort wurde auch die Kontaktaufnahme Pierre Yves Bayonnes erwähnt.

Mit der Ankunft in Paris hatte für Albert Nevieux ganz offensichtlich ein anderes Leben begonnen.

Was meinte er mit der Bemerkung:

›Ich muß mich absichern…‹?

Wußte er von einer Gefahr, die mit dem Auftauchen der Ruine akut geworden war?

Die Teile zu dem Mosaik, das sich Hellmark über diesen besonderen Fall machte, waren zahlreich und paßten an einigen Stellen wunderbar zusammen. Aber um das ganze Bild zu erkennen, bedurfte es weiterer wichtiger Informationen.

Er blätterte zur Landkarte im Tagebuch zurück.

Südlich von Modongo war der Rastplatz der kleinen Truppe gewesen. Ein kleines Kreuz an der betreffenden Stelle wies darauf hin.

Ein bloßer, kraftvoller Gedanke genügt. Björn Hellmark ließ erneut Macabros entstehen.

Sein Zweitkörper materialisierte Tausende von Meilen von Paris entfernt, mitten im afrikanischen Busch.

Während Björn Hellmark das weitere Vorgehen mit Richard Patrick erörterte, war er nun noch mit halben Sinnen bei der Sache.

Er wirkte müde und abgespannt. Man sah ihm an, daß er über eine lange Zeitspanne hinweg beide Körper voll aktiv gehalten hatte. Der sogenannte ’Majavi Rupa’ erforderte stets besonders viel Kraft, weil sowohl der Original- als auch der Zweitkörper lebendig waren und zur gleichen Zeit Eindrücke verarbeiteten.

Hellmarks Stimme wurde leiser. Er stand vor dem kleinen Schreibtisch, stützte sich mit beiden Händen auf und machte einen abwesenden und gedankenversunkenen Eindruck. Richard Patrick wußte, daß sein Freund in diesem Moment noch an einem anderen Ort der Welt war.

»Hast du es gefunden, Björn?« fragte er erregt.

»Ich stehe… in diesem Moment… davor, Rich…«, entgegnete der Gefragte leise.

»Und?« Patrick konnte es kaum erwarten, Näheres zu erfahren.

»Es ist genau wie auf dem Bild… da sind der halbe Turm, der Torbogen und der lange dunkle Korridor, der nach mehreren Seiten hin abzweigt. Unmittelbar vor dem Turm liegen gewaltige, herausgebrochene Steinquader… der Boden ringsum ist aufgewühlt, Zweige und Blattwerk abgeknickt… kleinere Bäume geborsten, als wäre eine Bombe explodiert. Der Umfang der Ruine ist größer, als es auf dem Bild scheint. Das eine oder andere kommt mir vertraut vor… seitdem ich kürzlich in der Zitadelle gewesen bin. Gleich neben dem Bogen, zwischen den herausgebrochenen Quadern befindet sich ein Spalt, der die Größe eines Eingangs hat. Das Mauerwerk wirkt hier wie neu. Die Oberfläche ist holprig und sieht geriffelt aus. Ich werde näher herangehen, um es deutlicher sehen zu können.«

Richard Patrick hatte die Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepreßt. Sein Gesicht wirkte kantig und wie aus Stein gemeißelt.

Was würde Macabros herausfinden?

»Weiter, Björn… Was siehst du noch? Was ist mit den Steinen?«

»Da bewegt sich etwas, Rich… Der Stein ist wie von dicken Adern durchzogen, und die Bewegung spielt sich darin ab…«

Björn Hellmark war zuletzt immer leiser geworden.

Leicht vornübergebeugt stand er vor dem Schreibtisch, als sei er nicht mehr imstande, sich noch lange aufrecht zu halten.

Es schien, als würde sämtliches Leben aus Hellmarks Originalkörper weichen, um Tausende von Meilen enternt seinem Zweitkörper Macabros zuzufließen.

Hellmark stand da wie eine Statue und war nicht mehr ansprechbar.

Wenn jetzt etwas eintrat, das von ihnen ein überstürztes Verlassen der Wohnung erforderte, dann würde…

Richard Patrick fuhr zusammen, als ob eine eiskalte Hand ihn berührte.

An der Wohnungstür drehte sich der Schlüssel im Schloß!

Es kam jemand…

Das konnte nur Albert Nevieux sein, der Inhaber der Wohnung.

»Björn!« flüsterte der Verleger aufgeregt und griff nach dem

Oberarm seines Freundes, um ihn herumzuziehen.

Hellmark geriet aus dem Gleichgewicht und rutschte wie eine leblose Puppe in den Stuhl neben dem Schreibtisch.

»Um Himmels willen, Björn! Wir müssen weg… da kommt jemand… Man darf uns hier in der Wohnung nicht sehen!«

Doch alles Reden hatte keinen Sinn.

Björn Hellmark hörte ihn nicht! Er befand sich mit allen seinen Sinnen in seinem Zweitkörper auf der anderen Seite der Weltkugel…

*

Das Telefon klingelte.

Jacques Belmond sprang sofort auf, wie von einer Tarantel gebissen.

Das war bestimmt Marcel Leclerque! Endlich! Er rief also doch noch in dieser Nacht an.

Belmond griff nach dem Hörer und meldete sich.

»Hallo, Jacques!« sagte eine fröhliche Stimme am anderen Ende der Strippe. Es war nicht die des Privatdetektivs. »Ich habe mir doch gedacht, daß du zu Hause in deiner Bude hockst. Du gefällst mir nicht, mein Junge! In der letzten Zeit ziehst du dich so oft zurück. Wenn man dich anruft, bist du garantiert zu Hause. Was ist denn los mit dir? Bist du krank?«

»Nein. Ich bin ein bißchen abgespannt«, erwiderte der enttäuschte Belmond schnell. »Ich brauche Ruhe, das ist alles…«

»Du bist verrückt, Jacques!« Der so zu ihm sprach, war ein Studienkollege. »Was du brauchst, ist mal wieder ein bißchen Abwechslung. Ich habe das Gefühl, du verkriechst dich zu oft und zu lange hinter deinen Büchern.«

»Schon möglich«, murmelte der Sohn des Winzers.

»Am besten ist, du kommst zu uns. Wir sind eine ganze Clique. Es geht hoch her…«

Man hörte es im Hintergrund. Lachen, leise einschmeichelnde Musik. Die hellen Stimmen von Frauen.

»Wo seid ihr denn?« wollte Jacques Belmond wissen.

»In einem Schuppen, den wir uns eigentlich nicht leisten können. Da paßt du schon besser ’rein. Du hast das nötige Kleingeld. Dein Alter hält dich ja nicht so knapp wie meiner… Wir sind im ’Venus’!«

Das ’Venus’ war eine Mischung zwischen Lokal und Vergnügungsetablissement.

Es ging das Gerücht um, daß dort die Liebe der schönsten Frauen von Paris käuflich zu erwerben war. Das war eigentlich nichts für arme Studenten. Da verkehrten eher reiche Geschäftsleute und gestreßte Manager, die sich von zarter Hand massieren und verführen

ließen.

»Das könnt ihr euch doch gar nicht leisten«, entfuhr es Belmond.

»Sag' ich doch. Aber einmal im Leben – da muß man auf den Putz hauen. Und du, Jacques, sollst dabei sein…«

»Wer ist denn alles mit von der Partie?«

»Aha, der Junge zeigt schon Interesse. Das beweist, daß bei dir doch noch nicht alles verloren ist. Wir sind zu dritt. Alexandre und Alain sind auch dabei. Und eine Flasche Champagner ist kalt gestellt. Für Mitternacht.«

»Wieso muß es gerade Mitternacht sein, bis ihr die Flasche köpft?«

»Weil ich dann zweiundzwanzig werde…« Der Sprecher am anderen Ende der Strippe lachte. Man hörte seiner Stimme an, daß er schon mehr als ein Glas Sekt, wenn nicht gar Schärferes getrunken hatte. »Und du bist natürlich dabei. Zweiundzwanzig – die wird man nur einmal! Und bis zur nächsten Schnapszahl vergehen elf Jahre… Ich möchte mein neues Lebensjahr mit einem Paukenschlag und einer bildschönen Frau beginnen. Und wenn meine ganzen Ersparnisse drauf gehen. Du bist da besser dran, du brauchst nicht jeden Sou in der Hand umzudrehen. Hast du keine Lust, dir mit einer Edelmieze die Nacht zu vertreiben?«

Belmond zögerte einen Augenblick. Der Anruf seines Studienkollegen Alexandre hatte ihn aus dem Konzept gebracht.

Alexandre legte das Zögern zu seinen Gunsten aus. »Na, also! Ich wußte ja, daß du mir keinen Korb gibst! Leg' die Bücher ins Regal, steig' in dein Monstrum und komm' her. Ich nehme an, du weißt, wo das 'Venus' ist. Vom ›Trocadero‹ sind es noch drei Minuten…«

Belmond fand plötzlich Spaß an der Geschichte. Der Freund hatte nicht mal so unrecht. Abwechslung tat ihm gut.

»Abgemacht! In zehn Minuten bin ich bei euch…«

»Das ist ein Wort. Ich wußte, daß du noch nicht ganz schrottreif bist…«

Alexandre legte auf. Jacques Belmond fuhr sich im Bad mit der Bürste durch das Haar, band sich einen Schlips um und schlüpfte in der Diele in seine Anzugsjacke.

Vor dem Haus stand ein weinroter Citroen 2 CV. An den Fenstern links und rechts neben den Rücksitzen und an der Hinterscheibe befanden sich graurot gemusterte Gardinen, mit denen man die Einsicht verwehren konnte.

Das Ganze sah nicht nur fröhlich aus, sondern erfüllte auch einen tieferen Zweck.

Zum Liebhaben und Schmusen, wie Belmond sich seinen Freunden stets gegenüber auszudrücken pflegte, schaltete er gern die Öffentlichkeit aus. Und wenn ihn auf der Fahrt nach Hause die Müdigkeit übermannte, steuerte er einfach den nächsten Parkplatz an,

zog die Vorhänge zu und legte sich aufs Ohr.

Das Etablissement für die Reichen zeigte schon äußerlich eine Fassade, die darauf schließen ließ, daß Vergnügungen hier teurer waren als in anderen Häusern dieser Art üblich.

Der Eingang erinnerte an das Portal eines exklusiven Hotels. Die Überdachung zum Treppenaufgang wurde zu beiden Seiten von goldfarbenen, schweren Säulen gestützt.

Alle Fenster im Haus waren mit verspielten Rüschenvorhängen verkleidet. In einzelnen Räumen der oberen Stockwerke brannte gedämpftes Licht.

Zum ’Venus’ gehörte ein ausgedehnter Parkplatz hinter dem Haus.

Belmond schämte sich fast, hier zu parken.

Da standen in Reih und Glied Wagen der gehobenen und höchsten Preisklasse. Einen Moment spielte der Kunststudent mit dem Gedanken, umzudrehen und wieder nach Hause zu fahren.

Aber dann dachte er an sein Versprechen, an Alexandre und die anderen und den Spaß, den sie wohl miteinander in dieser Nacht haben würden.

Er betrat das Haus durch das Hauptportal.

In einer schummrigen Ecke neben der Tür saß an einem elegant geschwungenen, cremefarben angestrichenen Tisch eine attraktive Frau mit langem blondem Haar und braunem Teint. Mit einem vielsagenden Augenaufschlag sah sie den Besucher an.

»Sie sind angemeldet, Monsieur?« Es sollte klingen wie eine Feststellung, aber Belmond hörte die Frage heraus.

»Nein, aber Freunde erwarten mich. Ein Tisch ist reserviert…«

Sie lächelte.

Im ’Venus’ gab es viele kleine Räume und Separees. Jacques Belmond hatte das Gefühl, einen Palast zu betreten. Das Interieur der einzelnen Räume war unbeschreiblich. Daß die meisten Dinge in schummriger Umgebung mehr zu ahnen, als zu sehen waren, verlieh dem Ganzen noch eine besondere Note.

Zigarettenrauch und Parfümgeruch hingen in der Luft.

Ein gut gewachsenes junges Mädchen, neunzehn oder zwanzig Jahre alt, bewegte sich mit der Eleganz eines Mannequins zu dem neueintretenden Gast und begrüßte ihn mit freundlichem Lächeln. »Darf ich bitte Ihre Tischnummer wissen, Monsieur? Ich möchte Sie gern begleiten…«

Der Service funktionierte. »Tut mir leid! Die Nummer habe ich nicht, aber meine Freunde sind schon da. Wenn Sie… ah, da ist ja Alexandre…«

Jacques Belmond war froh, als der Freund auftauchte. Alexandre war groß und schlank, hatte glatt nach hinten gekämmtes Haar und sah eher aus wie ein Buchhalter als ein Lebemann, der er so gern sein

wollte.

Er schlug dem Ankömmling freundlich auf die Schultern, hauchte dem 'Servicemädchen' einen Kuß auf die Stirn und meinte: »Wenn du dich schon hierher bemüht hast, Jeanette, dann wäre es natürlich nett, du wurdest uns alle beide zum Tisch begleiten…«

Das Mädchen lächelte. Weiße Zähne schimmerten wie polierte Perlen zwischen ihren feuchten, schöngeschwungenen Lippen. »Aber gern! Dafür bin ich ja da…«

Sie hakte sich bei den beiden Männern unter und führte sie zu dem angegebenen Tisch.

Der stand in einer Ecke. An ihm saßen außer den Freunden Alain und Alexandre noch drei gutaussehende Mädchen, die nur spärlich bekleidet waren. Aber das wenige, das sie am Leib trugen, zeigte wie gut eine Frau ihre Reize zur Geltung bringen konnte.

Jacques Belmond wurde mit großem Hallo empfangen.

»Euer Freund sieht aber miesepeterisch aus«, sagte die Dunkelhaarige neben Alain. Sie hieß Gisi, hatte schrägstehende Katzenaugen und sinnliche Lippen, die zum Küssen einluden. »Ich glaube, wir müssen ihn wohl ein wenig aufheitern.«

Belmond stimmte in das allgemeine Gelächter am Tisch ein.

Bis Mitternacht war noch Zeit, aber schon jetzt zeigte sich, daß Alexandre mindestens in einer Hinsicht sein Versprechen nicht halten konnte. Schon jetzt wurde hauptsächlich Sekt verkonsumiert, zwar nicht von der teuersten Sorte, aber immerhin – die Preise waren gepfeffert…

Am Nebentisch saß ein Mann mittleren Alters, der eine kastanienbraune Schönheit küßte. Ihre wallende Haarflut reichte bis weit über die Schultern.

Nur wenig später verließ das Paar den Tisch und verschwand in einem Separee. Leise raschelnd wurde der Vorhang zugezogen.

»Mein Freund Jacques ist reich… Darauf könnt ihr euch verlassen… Ich flunkere nie«, sagte Alexandre mit spitzbübischem Lächeln. »Das beste Pferd hier im Stall – er kann's bezahlen. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.«

»Ich habe das Gefühl, du übertreibst doch ein wenig«, mußte er sich von der Blonden an seiner Seite sagen lassen. Sie war zierlich, mädchenhaft und hatte lange Beine, was durch den knappen, enganliegenden Rock noch besonders betont wurde.

Sie hieß Janine. »Mich würde es tatsächlich interessieren. Es gibt nur eine Schönste – und die können verdammt wenige haben. Aber ich glaube nicht, daß dein Freund das nötige Kleingeld dafür aufbringt.«

Jacques Belmond hatte schon genügend getrunken, um sich zum Widerspruch herausfordern zu lassen. »Alexandre sagt die Wahrheit. Wer ist die Schönste in eurem Kreis?«

Er ließ seinen Blick in die Runde schweifen: Schöne Frauen überall! Sie saßen auf samtgepolsterten Bänken, allein oder mit Kunden, sie waren an der Bar anzutreffen, wo sie – aufreizend die langen Beine übereinander geschlagen – darauf warteten, angesprochen oder durch einen kleinen Wink an einen Tisch gebeten zu werden.

Am Ende der nierenförmig geschwungenen Theke saß sie! Von mehreren Männern umringt… Unwillkürlich weiteten sich Jacques Belmonds Augen.

Eine Frau von solch aufreizender Schönheit hatte er nie zuvor gesehen.

Sie hatte langes, schwarzes Haar, das Gesicht eines Engels und die Figur einer Göttin. Es gab nicht den geringsten Makel daran. Das flammendrote, hauchdünne Gewand, das sie lose um den Körper geschlungen hatte, gab mehr preis, als es verdeckte.

»Da ist sie«, entfuhr es Belmond unwillkürlich.

Janine nickte. »Oui, das ist sie, die Frau, von der man glaubt, daß sie von Tag zu Tag schöner wird…«

»Sie ist bildschön! Wie kann sie da noch schöner werden…« Er erhob sich, als würden unsichtbare Hände ihn langsam in die Höhe ziehen. »Sie soll zu mir kommen. Ich möchte, daß sie bei mir am Tisch sitzt…«

Janine lachte leise. »Sie wird gerade umworben, das Angebot regelt die Nachfrage. Ich kann mir vorstellen, daß sie schon einen recht anständigen Preis ausgehandelt hat. Jeder Tag hat schließlich nur eine einzige Nacht.«

»Ich werde jeden Preis überbieten…« Jacques Belmond sagte es wie in Trance. »Sie soll herkommen! Wie heißt sie?«

»Das ist Danielle – Danielle de Barteaulieé…«

*

Der Mann mit der prächtigen Glatze war in unmittelbarer Nähe des Gare St. Lazare angekommen.

Auf dem Droschkenplatz standen zwei Taxis. Rani Mahay steuerte auf das vorderste zu.

»Ich bin erst vor kurzem in Paris angekommen, Monsieur«, sagte er freundlich. »Ich habe Lust, mir ein bißchen die Zeit zu vertreiben. Ich bin fürs Vergnügen! Vielleicht können Sie mir einen Tip geben und mich hinfahren…«

Der Chauffeur nahm seine angekaute Zigarre aus dem Mundwinkel, zog wie ein Hase schnuppernd die Nase hoch und nickte. »Natürlich kann ich das, sogar mehr als einen. Kommt ganz darauf an, was Ihnen das Vergnügen wert ist.«

»Ich möchte dahin, wo es einen tollen Drink gibt und die passenden Mädchen dazu…« grinste Rani Mahay.

»Gibt es hier alles. In Hülle und Fülle. Da ist das ’Trocadero’, ’Rasputin’, ’Bar Melancholie’…«

»Um Himmels willen, nein«, fiel der Inder dem aufzählenden Chauffeur ins Wort. »Das letzte hörte sich ja schrecklich traurig an.«

»Aber es geht dort heiter zu. Sie sollten es sich mal anschauen. Ich fahre viele Interessenten hin…«

»Moment! Da fällt mir was ein…« sagte Rani Mahay scheinbar ganz zufällig, griff in die Tasche und nahm ein festeres Stück Papier heraus, das die Größe einer Postkarte hatte. Es war in der Mitte geknickt. Rani klappte es auseinander. »Die Skizze wurde von einem Freund angefertigt«, sagte er schnell. »Sie zeigt ein Mädchen, das er hier in Paris kennenlernte und von der er einfach begeistert war. Da Sie viele Leute fahren, die bestimmte Auskünfte von Ihnen erwarten, habe ich die Hoffnung, daß Sie das Gesicht dieser Frau schon mal gesehen haben…«

»Zeigen Sie her, Monsieur…«, entgegnete der Fahrer interessiert und stutzte einen Moment. »Die ist aus dem ’Venus’…«, sagte er, kaum daß er die Skizze gesehen hatte. Rani Mahay war erstaunt. Die Zeichnung stammte von Björn. Aus der Erinnerung hatte der Freund seinerzeit das Konterfei Danielle de Barteaulieé angefertigt. Eine Fotografie der schönen Französin existierte nicht.

Es war erstaunlich, wie genau Hellmark den Ausdruck dieses schönen Gesichts mit den großen, dunklen Augen getroffen hatte.

»Kennen Sie ihren Namen?« wollte der Inder wissen.

»Man nennt sie nur die ’Comtesse’. Vielleicht ist es wirklich eine Adlige - wer weiß. Das Mädchen verkehrt in den Kreisen der oberen Zehntausend. Das ist natürlich nicht offiziell bekannt. Aber jeder, der mit ihr zu tun hat, weiß das…«

»Fahren Sie mich ins ’Venus’«, sagte Mahay und setzte sich auf den Beifahrersitz. »Das haben Sie mir zwar nicht empfohlen…«

»Aber ich hätte es noch getan«, fiel der Chauffeur ihm ins Wort, während er den Wagen startete. »Sie haben mich nicht zu Ende reden lassen…«, grinste er.

Eine Viertelstunde später bog das Taxi in die Straße ein, wo mit großen beleuchteten Buchstaben der Name ’Venus’ über dem Eingang des teuren Etablissements stand.

Der Inder bat darum, nicht direkt davor abgesetzt zu werden.

Der Chauffeur hob zwar erstaunt die Augen, sagte aber kein Wort. Er richtete sich ganz nach den Wünschen seines Fahrgastes.

An der Ecke stieg Mahay aus, zahlte und schlenderte dann die Straße entlang. Die Laternen spendeten ein warmes Licht. Diese Straße hatte noch etwas vom Flair des vergangenen Jahrhunderts. Die

alten Gebäude mit den überladenen Balkons und Mauervorsprüngen paßten nicht mehr so recht in die Zeit.

Nicht weit von der Stelle entfernt, wo Rani das Taxi verlassen hatte, stand eine Bar, vor der zwei Freudenmädchen flanierten.

Die eine warf Rani einen interessierten Blick zu und hob mit einer vielsagenden Geste die rechte Augenbraue. »Na, Kleiner«, fragte sie den zwei Meter großen, breitschultrigen Mann aus Bhutan. »Wie wär's denn? Ich habe diese Nacht noch einen Termin frei…«

»Tut mir leid«, zuckte der Inder die Achseln. »Ich bin schon verabredet.« Er ging weiter.

Er lief die Stufen zu dem elegant wirkenden Eingang hoch und öffnete das gläserne Portal.

Im gleichen Augenblick hielt am Ende der Straße, unweit der Stelle, wo das Taxi gehalten hatte, ein kleiner Lkw mit polizeilichem Kennzeichen aus Narbonne.

In dem kleinen Straßenwinkel, der auch von der Bar aus nicht eingesehen werden konnte, spielte sich in diesen Sekunden ein merkwürdiges Schauspiel ab.

Jean, der Gärtner, löschte die Scheinwerfer, stieg aus und ging um den Wagen. Er schloß die Hintertür auf und klappte die beiden Flügel weit nach außen.

Aus dem stockfinsteren Innern des Laderaumes glitten nicht minder schwarze Gestalten auf ihn zu, ohne sich jedoch auch nur eine Sekunde in seiner Nähe aufzuhalten oder ihn zu belästigen.

Der junge kräftige Franzose mit dem karierten Hemd stand da, als interessiere ihn das Ganze überhaupt nicht, als bekäme er es gar nicht mit.

Die dunklen Gestalten verteilten und bewegten sich mit der Lautlosigkeit von Gespenstern.

Keines unterschied sich vom anderen. Sie waren alle gleich groß, gleich schwarz, die weißen Augäpfel leuchteten geisterhaft, und nichts schien ihnen zu entgehen.

Die merkwürdigen Wesen liefen jetzt nach unten zu, als wären sie Geister, die aus einer gigantischen Flasche entweichen konnten.

Die vier Gestalten – das waren Gaston Belmond, seine Frau Lucile und deren Schwester Claudia. Der vierte im Bund war Marcel Leclerque, der Privatdetektiv aus Paris, der in seine Heimatstadt zurückgekehrt war. Allerdings als ein anderer, als der er sie verlassen hatte…

Die vier verteilten sich wie auf ein stilles Kommando hin in alle Himmelsrichtungen.

Gaston Belmond glitt die Straße entlang, wo die exquisite Bar lag.

Seine Frau Lucile verschwand in einen düsteren Hinterhof, deren Schwester Claudia in einer schmalen, finsteren Seitengasse, und

Marcel Leclerque ging im Schatten der Hauswände entlang, als suche er irgendwo einen Eingang, der geöffnet war…

Ein Mädchen vor der Bar, superwasserstoffblond, aufreizend mit schwarzen Nahtstrümpfen, einem winzigen Rock und einer nicht minder winzigen Bluse bekleidet, warf ihre angerauchte Zigarette auf den Gehweg und kam auf ihre Kollegin zu. »Ich denke, ich mache Schluß für heute. Ich nehme noch einen Drink zu mir und lege mich dann aufs Ohr…«

Die andere, die vor wenigen Augenblicken Rani Mahay angesprochen hatte, zuckte die Achseln und klemmte ihre aus rotem Lackleder gefertigte Handtasche unter den Arm und sagte, daß sie noch ein wenig ausharren wolle.

Dies wurde ihr zum Verhängnis.

Hinter der Blonden war kaum die Tür ins Schloß gefallen, da huschte der Unheimliche zu dem einsam vor dem Eingang stehenden Freudenmädchen.

Die Blonde merkte überhaupt nicht, wie ihr geschah. Die Nachtseele verschmolz mit dem Schatten der dunkelhaarigen Frau.

In der vampirhaften Gestalt war die Gier nach Leben. Sie war nur noch von einem einzigen Wunsch beseelt, dieses Leben auszuschöpfen und andere damit zu versehen. Der Keim des Unheils mußte weitergegeben werden. So verlangte es der Herr – Nh'or Thruu aus Zoor…

Aus der schwarzen, kompakten Masse schob sich kaum sichtbar ein etwa dreißig Zentimeter langer, fingerdicker Streifen, der das schattenhafte Gebilde verließ, sich selbständig machte und auf die Ahnungslose zuschnellte.

Sie spürte den Druck auf der Schulter, als der schlangenhafte Körper landete. Plötzlich rutschte er an der nackten Schulter entlang, herab über den Arm, und das Freudenmädchen bemerkte den glitschigen, harten Leib, der wie ein Pfeil in ihren Ellbogen vorstieß.

Scharf und brennend war der kurze Schmerz, der sie zusammenfahren ließ. Mit einem leisen Aufschrei griff sie in ihre Armbeuge. Sie fühlte den sich windenden Fremdkörper.

Die Frau kam nicht mehr dazu, zu schreien. In Panik warf sie sich noch herum und riß die Arme in die Höhe, so daß die Handtasche in hohem Bogen davonflog. Sie fiel auf den Boden, und der Verschluß öffnete sich. Allerlei Utensilien wie Lippenstift, Puderdose und ein seidengesticktes Taschentuch verteilten sich auf dem Straßenpflaster.

Die Attackierte lief zum Bareingang, kam jedoch nicht mehr dazu, die Tür aufzustoßen.

Die junge Frau ging in die Knie, stürzte zu Boden und blieb dort einige Sekunden hocken, während die Verwandlung um sich griff.

Zuerst wurden die Arme schwarz, dann die Hände. Gesicht und

Oberkörper folgten. Nur einige Sekunden nach dem Infizieren mit dem Keim aus einer anderen Welt sah die Frau jener Gestalt ähnlich, die, ohne sie weiter zu beachten, einfach weiter geglitten war und sich im Hausschatten aufhielt und dort kaum auffiel.

Vor dem Eingang zur Bar hockte eine neue Schattengestalt, deren Unterkörper spitz zulief und die sich in gespenstischer Lautlosigkeit vom Boden erhob.

Sie war jetzt ein kompaktes, schwarzes Geschöpft mit weiß leuchtenden Augen, denen nichts entging.

Wie Gaston Belmond und all die anderen, die den vampirischen Trieb in sich verspürten, fühlte und dachte sie auch.

Sie drehte sich einmal um ihre eigene Achse, und vor ihr lag die Tür der Bar. Der Eingang einer Welt, wo es viele Menschen gab, die den Stachel des Bösen, des Wahnwitzigen Nh'or Thruu zu spüren bekommen sollten…

Der Vampir wußte, daß ihm nur wenig Zeit blieb: Die Stunde der Nacht! Am Tag, wenn Helligkeit und Sonne die Schatten der Nacht vertrieben, mußte er untertauchen, in einem unzugänglichen, brauchbaren Versteck.

Bis dahin war nur noch wenig Zeit, die er nutzen wollte…

So wie sie dachte auch das, was von Gaston Belmond an Bewußtseinsinhalt in dem schwarzen Schatten vorhanden war.

Er glitt über ein Tor hinweg, das die Einfahrt eines Hauses begrenzte.

Belmond verschwand in der Dunkelheit und wurde eins mit der Schwärze in den düsteren Höfen, die er durchquerte.

Auf diese Weise kam er auf den dunklen Parkplatz hinter dem großen Haus, in dem das 'Venus' untergebracht war.

Ein Kellerfenster stand offen. Groß genug, um ihn einzulassen. Wie ein Hauch verschwand er darin.

Die Nachtseele Gaston Belmond öffnete die unverschlossene Tür und huschte durch den langen, kahlen Korridor vor zum Ende der Treppe, die sie dann emporglitt.

Das alles spielte sich in absoluter Finsternis ab. Die Nachtseele aber fand sich mit traumwandlerischer Sicherheit zurecht, ohne irgendwo anzustoßen.

Sie sah wie eine Katze in der Nacht und nahm ihre Umgebung in allen Einzelheiten wahr…

Der Eindringling erreichte die oberste Treppe und öffnete lautlos die Tür. Vor ihm lag das Treppenhaus des Etablissements 'Venus', in dem die schummrige Atmosphäre seinen Zwecken genau entgegenkam…

*

Alexandres Freundin holte Danielle de Barteaulieé.

Die bildschöne Comtesse hörte sich an, was ihre »Kollegin« ihr zu sagen hatte, lachte dann hellauf und erhob sich.

Mit der geschmeidigen Bewegung einer Raubkatze kam sie an den Tisch, an dem die Studienfreunde saßen.

Jacques Belmond sah sie mit glänzenden Augen an. »Du wolltest mich kennenlernen«, sagte die dunkelhaarige Frau mit dem Gesicht eines Engels und dem Körper einer Göttin. »Wenn du noch etwas zu trinken für mich hast, bleibe ich gern für ein paar Minuten…«

»Ein Glas! Schnell«, verlangte Belmond.

Noch ehe Danielle Barteaulieé sich setzte, stand bereits ein weiteres Glas auf dem Tisch, und mit ihm wurde eine weitere Flasche Champagner geliefert.

Vom Besten und Teuersten…

Dann ließ die junge Französin, deren Alter niemand schätzen konnte, ihre Hand über Jacques Belmonds Kopf gleiten, streichelte ihn und kraulte seinen Nacken.

Die dunkelhaarige Frau mit dem makellos zarten Teint der rosig wie die Haut eines Pfirsichs war, nahm neben Belmond Platz.

Das hauchdünne Gewand, das die 'Comtesse' trug, war in der Mitte geschlitzt, so daß es voll auseinander fiel, als sie ihre langen, schönen Beine übereinanderschlug.

Dies war der Augenblick, als Rani Mahay auf der Bildfläche erschien.

Sein erster Blick galt der Bar, an der eine Anzahl Mädchen saß. Sein zweiter Blick ging unwillkürlich in die Ecke, wo Belmonds Studienfreunde und deren Liebhaberinnen sich gefunden hatten.

Mahay ging es durch und durch, als er dem Blick Danielle de Barteaulieés begegnete.

Dieses Gesicht! Diese Augen! Diese aristokratisch feine Nase… dieser Mund! Eine solche Frau in einem solchen Haus – das konnte nur einer fassen, der in diesem Milieu aufgewachsen war.

Rani hatte sie nie persönlich gesehen. Er kannte sie nur durch Björns Beschreibung und die Skizze, die dieser von ihr angefertigt hatte.

Der Inder konnte selbst nicht fassen, daß er so schnell zum Erfolg kam.

Erfolg? Das würde sich erst noch zeigen. Nun wußte er zwar, daß diese Frau noch lebte, aber sie war nur eine Marionette in den Händen der grausamen Göttin Rha-Ta-N'my.

Sie hatte seit den Ereignissen in einer anderen Dimension die Kontrolle über die gutaussehende Französin übernommen.

Danielle de Barteaulieé stand unter einem. Bannfluch. Sie war

aufgrund der magisch-okkulten Aktivitäten ihres Vaters – des ›Comte de Noir‹, wie man ihn allgemein kannte – ein Opfer für die Welt der Dämonen gewesen. Der Comte und seine Tochter aber waren abtrünnig geworden. Vor allem er hatte den Vertrag gebrochen, um im letzten Augenblick Danielle, sein einziges Kind, vor dem ewigen Verderben zu bewahren. Nicht zu verhindern aber war offensichtlich die Begegnung zwischen Danielle und der Dämonengöttin aus einer fremden Welt. Rha-Ta-N'my hatte sich gerächt. Wahrscheinlich war diese Art Leben, das Danielle de Barteaulieé seit einiger Zeit führte, nur ein Teil der Rache, die Rha-Ta-N'my für sie ausgedacht hatte.

Rani steuerte direkt auf den Tisch zu, um die Französin anzusprechen.

Im Zusammenhang mit Danielles Schicksal war eines sehr wichtig. Als Rha-Ta-N'my sie verfluchte, weil sie ihre Hexenkraft zum Vorteil und nicht zu Ungunsten der Menschen einsetzte, befand sich Björn Hellmark in jener fremden Dimension in einer äußerst schwierigen Situation.

Er hatte das Gedächtnis verloren und wußte nichts mehr von seiner Identität mit Hellmark und seiner Welt Marlos. Das Bewußtsein einer anderen Identität aus einem ersten Leben erfüllte ihn voll und ganz. Als Kaphoon irrte er durch eine barbarische Zivilisation und stellte sich mit dem Schwert und bloßen Händen allerlei Gefahren entgegen. Bei der Lage der Dinge seinerzeit hatte es so ausgesehen, als ob Björn Hellmark nie wieder in seine eigene Zeit zu seinen Freunden und Gönnern zurückkehren könne.

Er war Jagdbeute barbarischer Völker und gespenstischer Dämonen, die sich seine Vernichtung auf ihr Panier geschrieben hatten.

Doch alles war anders geworden, als seinerzeit von Rha-Ta-N'my offensichtlich erwartet. Und nun kam wieder manches anders. Dadurch, daß Ak Nafuur, der ehemalige Molochos, Vertrauter der Dämonengöttin, wieder zu den Menschen zurück gefunden hatte, wurde jene Handvoll Getreuer in die Lage versetzt, die unheimlichen Pläne der sich selbst ernannten Weltenherrscherin zu stören.

Ak Nafuur hatte den entscheidenden Tip gegeben, der sich als völlig richtig erwies.

Von dem Priester aus Xantilon war auch der Hinweis erfolgt, wie Rani Mahay vorgehen sollte, wenn er Danielle sah.

Er sollte den Namen von Kaphoon und Björn Hellmark erwähnen – Begriffe, die im Leben der jungen Französin einschneidende Bedeutung gewonnen hatten.

Doch Rani kam nicht dazu.

Laute Stimmen, das Geräusch klirrender Gläser und panische Entsetzensschreie hallten plötzlich durch das schummrige

Etablissement.

Vorn links neben einer Nische stürzte ein Tisch um. Mehrere Menschen fielen zu Boden, andere sprangen entsetzt auf und schlugen um sich.

Gestalten, die sich kaum von der Dunkelheit abhoben, die selbst Dunkelheit waren, tauchten zwischen den Schreienden und Um-sich-Schlagenden auf.

Schwarze Gespenster, deren weiße Augäpfel aus dem Halbdämmern leuchteten!

Rani gab es einen Stich ins Herz.

Er mußte an das denken, was Hellmark erlebt hatte. Im Zimmer des Hotels 'Bijou'.

Die Unheimlichen fielen über ihre Opfer her. Was sich im einzelnen abspielte, ging so schnell, daß man den schrecklichen Vorgang nur noch ahnen konnte.

Menschen wurden zu Schattenwesen!

Einige Sekunden lagen sie benommen am Boden, über Tischen und Stühlen, um sich im nächsten Moment jedoch zu erheben und ihr nächtliches Vampirleben aufzunehmen.

Die Menschen am Tisch von Jacques Belmond gerieten in Bewegung, als wäre ein Windstoß zwischen sie gefahren.

Schreiend sprangen die Mädchen auf.

Unter ihnen auch Danielle de Barteaulieé.

Mit schreckgeweiteten Augen starrte sie auf eine ihrer 'Kolleginnen', die über den Boden rollte, halb Mensch, halb Schattenwesen war und rasend schnell zu einem kompakten, schwarzen Gespenst wurde.

Die grauenvolle Saat, die Gaston Belmond hierhergetragen hatte, ging auf!

Die geöffnete Champagnerflasche kippte vom Tisch, und schäumend ergoß sich das kostbare Getränk über die Decke, den Teppichoden und über die nackten Beine der aufspringenden Mädchen.

Eine schwarze Gestalt sprang Alexandre an, ehe sich der junge Mann aus dem Gefahrenbereich bringen konnte. Eine zweite erreichte die blonde Janine und umhüllte sie wie ein Mantel, so daß das Mädchen für einige Sekunden wie von einer Wolke völlig umhüllt war.

Schreiend spritzten die anderen auseinander.

Der Spuk war nicht greifbar, nur sichtbar, und niemand konnte etwas gegen die unheimlichen Eindringlinge ausrichten.

Stühle wurde durch die Luft gezogen, Mahay riß geistesgegenwärtig einen ganzen Tisch empor und warf ihn zwei Schwarzen entgegen, die lautlos auf ihn zuschwebten.

Der Tisch flog durch Nebel, krachte gegen einen Mauervorsprung,

der diesen Teil des Raumes vom anderen trennte, und rutschte zu Boden.

Danielle de Barteaulieé wirbelte herum und begann zu laufen.

Nur wenige Schritte vom Ecktisch entfernt, befand sich eine Tapetentür, die nur den Mädchen und Stammgästen des Hauses bekannt war.

Die Französin warf sich gegen die Tür und verschwand in einem düsteren, engen Korridor, in dem gewundene Treppen steil nach oben führten.

Offensichtlich handelte es sich hier um eine Art Fluchtweg. Wenn etwas sein sollte, daß jemand Hilfe brauchte oder sich vor einem Freier in Sicherheit bringen wollte. In einem Gewerbe, wie ihm Danielle de Barteaulieé nachging, waren Risiko und Gefahr von vornherein einkalkuliert.

Jacques Belmond torkelte der Davoneilenden nach.

Mit einem Satz sprang Rani Mahay über den umgelegten Tisch und erreichte ebenfalls die Tür zur Treppe.

Der Inder handelte geistesgegenwärtig, zog die Tür ins Schloß und den Riegel vor.

Keine Sekunde zu früh!

Gleich darauf erfolgte von draußen ein Poltern und Trommeln.

Die schwarzen Gespenster hatten einen Nachteil. Sie konnten nicht durch Wände und geschlossene Türen kriechen, was sie auf eine seltsame Weise wieder körperlich machte, obwohl man ihren Leib nicht spürte, wenn man sie berührte.

Rani Mahay stürmte über die schmalen, steilen Stufen nach oben.

Er hatte Danielle de Barteaulieé gefunden und wollte sie nicht wieder aus den Augen verlieren.

Leichtfüßig sprang die junge Französin – zwei, drei Stufen auf einmal nehmend – in der Dämmerung davon.

Eine Etage höher mündete wiederum eine Tapetentür direkt in ein Zimmer. Hier gab es eine Doppeltür, zu der Danielle die Schlüssel hatte. In fliegender Hast öffnete sie die Tür zum Raum.

Die Französin taumelte mehr, als sie ging. Sie beabsichtigte noch, die Tür hinter sich zuzuwerfen. Doch da war Mahay schon heran, der Jacques Belmond überrundet hatte. Instinktiv hatte der Inder geahnt, daß die Französin ihre eigene Haut retten wollte, aber an die anderen nicht dachte.

»Zurück!« stieß die schöne, dunkelhaarige Frau hervor. In ihren Augen blitzte es auf. Ihr hingen durch die übereilte Flucht über den Treppenaufgang die Haare auf der Stirn. Sie sah wild, schön und verführerisch aus, wie sie da auf der Türschwelle stand und Mahay aus feurigen Augen anblitzte.

Der Inder drückte mit überlegener Kraft die Tür nach innen. Die

Tochter des ›Comte de Noir‹ hatte dem nichts entgegenzusetzen.

»Zurück! Was Sie hier tun, ist eine Frechheit… Niemand hat Sie gebeten, mitzukommen. Verlassen Sie auf der Stelle diesen Raum! Oder ich rufe um Hilfe…«

Obwohl sie in höchstem Maß aufgeregt war, sprach sie mit klarer Stimme.

»Ich glaube, Danielle, sie brauchen mich weniger zu fürchten, als das, was dort unten versucht auch uns in Mitleidenschaft ziehen soll«, entgegnete der Inder.

»Sie – kennen mich?« Die Französin wich zurück.

Rani ließ den torkelnden Jacques Belmond noch herein. Auf den letzten drei Stufen war er ihm behilflich, hochzukommen. Der Inder zog den Kunststudenten ins Zimmer und beugte sich nach vorn über die oberste Stufe, um nach der Klinke der ersten Tür zu greifen.

Da hörte er unten ein Poltern und dumpfes Krachen.

Die unterste Tür am Ende der Treppe flog aus dem Schloß. Gleichzeitig wurden die Schreie und Geräusche von unten wieder lauter.

Mahays Nackenhaare richteten sich auf.

Die unheimlichen Geister kamen!

Der Inder knallte die Tür ins Schloß, drehte den Schlüssel herum und blickte dann nervös nach allen Seiten.

»Gibt es noch eine Tür? Ein Fenster? Wohin führt es?« fragte er aufgeregt.

»Es gibt noch die Tür zum offiziellen Flur«, entgegnete Danielle de Barteaulieé mechanisch. »Das Fenster führt zum Hof…«

Aus großen Augen starrte sie den Inder an.

Während Rani Mahay sich vergewisserte, daß die andere Tür gut verschlossen und abgeriegelt war, sagte er zu der Französin: »Björn Hellmark alias Kaphoon, der Namenlose, hat mir Ihren Namen genannt, und mich gebeten, Sie zu suchen. Und ich bin froh, Sie gefunden zu haben…«

»Kaphoon? Björn?« Eine seltsame Veränderung ging mit ihr vor. Sie wurde weiß wie ein Leintuch, und ihr Atem beschleunigte sich.

Der Inder sprang auf sie zu, als er sah, daß sie taumelte und den Halt zu verlieren drohte. Er fing sie auf.

»Was tun Sie mit ihr? Lassen Sie sie los!« Wie durch Zauberei hielt Jacques Belmond plötzlich ein Klappmesser in der Hand. »Laß sie los! Oder ich mach dich fertig...«

Jetzt drehte er vollkommen durch. Die Erlebnisse unten, für die er keine Erklärung fand, und der reichlich genossene Alkohol wirkten auf seine Psyche.

Er unterschätzte Mahays Kraft und Wendigkeit. Der Inder war ihm haushoch überlegen.

Rani riß nur sein linkes Bein hoch. Die Stiefelspitze knallte gegen das Armgelenk des Messerstechers.

Die Waffe flog in hohem Bogen durch die Luft. Sie kam mit der Spitze auf der Tischplatte auf und blieb federnd darin stecken.

»Ich glaube, wir haben Sorgen genug«, stieß der Koloß von Bhutan hervor. »Da brauchen wir uns das Leben doch nicht selbst schwerer machen… Wer weiß, was von da unten noch alles auf uns zukommt…«

Er mußte die Situation nutzen. Auf keinen Fall durfte er Danielle wieder aus den Augen verlieren. Koste es, was es wolle.

Er mußte sie in Sicherheit bringen.

Der Gedanke genügte. Rani Mahay verschwand im nächsten Augenblick. Mit ihm Danielle de Barteaulieé, die er auf den Armen trug.

Die Reise war schnell wie ein Gedanke.

Im nächsten Moment materialisierte der Inder auf der unsichtbaren Insel Marlos. Direkt am Strand in unmittelbarer Nähe der Blockhütten.

Von der offenen Tür aus konnte ihn Carminia Brado sehen, als er ankam.

Die dunkelhaarige Brasilianerin mit einer Haut wie Sahnekaffee lief sofort auf sie zu.

Carminia trug außer einem winzigen Tanga nichts weiter auf der Haut.

»Kümmere dich um sie, Carminia«, sagte Rani zu ihr. »Ich wollte sie nicht gleich herbringen. Ich weiß nicht, was für Folgen das haben wird. Aber dort, woher sie kommt, ist im Augenblick der Teufel los. Und ehe auch sie zum Schatten wird, und wieder verschwindet, ist es besser, sie bleibt hier…«

Eine weitere Erklärung gab er nicht. Carminia ahnte, was sich in Paris abspielte. Rani hatte offensichtlich eine ähnliche Entdeckung gemacht wie kurz zuvor Björn.

Der Inder versetzte sich sofort in das Zimmer, wo Jacques Belmond zurückgeblieben war.

Der Wechsel von Paris nach Marlos und von dort aus wieder zurück in die Seinemetropole erfolgte so schnell, daß Jacques Belmond nicht wußte, ob er einer optischen Täuschung zum Opfer fiel, oder dieser Mann wirklich für eine Sekunde nicht anwesend war.

»Danielle… Wo ist sie… Was haben Sie denn mit ihr gemacht?« brach es aus der Kehle des Angetrunkenen.

Rani kam zu keiner Antwort mehr.

Mit Fäusten wurde gegen die Tür getrommelt, mit Füßen dagegen getreten.

»Macht auf!« sagte eine dröhnende Männerstimme. »Es hat keinen Sinn, daß ihr euch verkriecht. Wir kriegen jeden… Türen sind kein

Hindernis für uns…«

Den Worten des Sprechers folgte ein ohrenbetäubender Schlag gegen die erste Außentür.

Es krachte und barst in dem Türpfosten.

Rani begriff nicht, wie es möglich war, daß ein Körper aus Nebel eine so kraftvolle Wirkung zeigte.

Es hörte sich an, als würden mehrere Personen gleichzeitig gegen die Tür anrennen.

Dann erfolgte ein Krachen. Das Schloß wurde aus der Türfüllung gerissen.

Die Unheimlichen standen jetzt vor der zweiten Tür. »Ihr entkommt uns nicht… Jeder in diesem Haus gehört von dieser Stunde an zu uns…«

Wieder klang die Stimme des Unbekannten auf.

Es ging wie ein Ruck durch Jacques Belmonds Körper.

»Nein…«, kam es gepreßt über seine Lippen. »Das kann nicht sein… Diese Stimme! Es ist die meines… Vaters!«

*

Richard Patrick erstarrte.

Björn Hellmark saß wie eine leblose Puppe auf seinem Stuhl.

Draußen klappte die Tür ins Schloß.

Schritte kamen durch den Korridor.

Patrick meinte, im Erdboden versinken zu müssen.

Er schüttelte Hellmark. »Gefahr!« flüsterte er erregt, seinen Mund dicht an Hellmarks Ohr führend. »Da ist jemand… Komm’ zurück, Björn…, Björn!«

Patrick mußte an sich halten, den Namen seines Freundes nicht laut auszurufen.

Eine weitere Tür in der Wohnung klappte.

Es war die neben dem Arbeitszimmer. Jemand ging in die Küche.

Hellmark zuckte leicht zusammen.

»Schnell!« stieß Richard hervor. »Wir haben keine Zeit. Jeden Augenblick muß er hier sein…«

Da lief ein Zucken durch Hellmarks Körper.

Im nächsten Moment löste Björn Macabros im fernen Afrika auf und war mit allen seinen Sinnen wieder in dem Zimmer, in dem sein Originalkörper sich aufhielt.

Wie im Halbschlaf hatte er die warnenden Worte seines Freundes vernommen. Er reagierte, ohne zu zögern.

Sein Doppelkörper Macabros entstand zwischen ihnen beiden.

Hellmark brauchte den Kontakt zu ihm, um die Teleportation durchführen zu können. Während er die rechte Hand Macabros’

ergriff, packte er Richard Patricks Linke.

Im nächsten Moment verschwanden sie alle drei nach Marlos.

Sie materialisierten in unmittelbarer Nähe der Geister-Höhle, in der er seine Trophäen aufbewahrte.

Dieses Refugium diente ihm zur Erholung und inneren Einkehr, vor allem auch dann, wenn er sich mit den Texten aus dem 'Buch der Gesetze' beschäftigte, die in der alten Sprache geschrieben waren, die er besser verstand, seitdem er seinerzeit einen Ausflug mit Arson in die Vergangenheit der Insel Xantilon unternommen hatte.

Die Geister-Höhle befand sich in einer massiven, zerklüfteten Felsnase, die wie ein bizarrer Stachel der paradiesischen Insel vorgelagert war.

Sanft liefen die langen Wellen am Strand aus.

»Für dich, Rich, ist es vielleicht ganz gut, wenn du einige Schritte bis zur Hütte Carminias läufst«, sagte Hellmark lächelnd. »Laß dir von ihr einen Drink bereiten oder eine gute Tasse Kaffee und plaudere ein bißchen mit ihr. Pepe und Jim haben übrigens frische Kokosnüsse geerntet. Die schmecken vorzüglich. Versuch' sie mal.«

»Und du?« – »Ich sehe mich in der Wohnung von Monsieur Nevieux noch mal um. Dich lasse ich zur Vorsicht eine Zeitlang hier, damit du nicht auf die Idee kommst, weiterhin in anderer Leute Privatsphäre herumzuschnüffeln.

Hier auf Marlos bist du vor solchen Versuchungen gefeit.«

Patrick kam nicht zum Protestieren.

Im nächsten Moment war der Platz neben ihm leer.

Björn versetzte sich mit Macabros zurück in Albert Nevieux Wohnung.

Original- und Doppelkörper materialisierten in der dunklen Ecke neben der Eingangstür. Die Wohnung war ihm nun schon vertraut.

Macabros ließ er verschwinden, um Kräfte zu sparen. Hellmark blieb allein zurück.

Eine junge, dunkelhaarige Frau kam aus der Küche die ein gemustertes, kariertes Kostüm trug.

Die Fremde trüg das Haar kurz und eine Brille mit großen Gläsern.

Automatisch schaltete sie das Licht in der Küche aus und das im Zimmer ein, in dem sich vor wenigen Sekunden noch Hellmark und Patrick aufgehalten hatten.

Geistesgegenwärtig hatte der Verleger, als er die Geräusche an der Wohnungstür vernahm, alle Lampen gelöscht.

Die unerwartet aufgetauchte Besucherin sah auch in diesem Zimmer nach und stutzte, als sie das Tagebuch auf dem Schreibtisch liegen sah.

Hellmark glaubte, der Boden unter ihm würde versinken.

Sie hatte ganz vergessen, das verräterische Buch wieder an die

Stelle zurückzulegen, wo Patrick es weggenommen hatte.

Björn stand so in der dunklen Ecke, daß die Dinge, die sich im Zimmer abspielten, wie auf einer Kinoleinwand zu verfolgen waren.

Die Frau drehte das Tagebuch unschlüssig zwischen den Händen, öffnete danach eine Schublade und legte es hinein.

Dann inspizierte sie das Wohnzimmer in dem der Sarg stand.

Hellmark machte eine eigenartige Beobachtung.

Die Besucherin wunderte sich nicht über das Gehäuse und auch nicht darüber, daß es leer war und offen, als stände es bereit, jederzeit jemand aufzunehmen.

Die Frau war eingeweiht. Paktierte sie mit denen, die aus einer anderen dämonischen Dimension in diese Welt gekommen waren?

Sie verhielt sich in höchstem Maß außergewöhnlich.

Nachdem sie alles überprüft hatte, nahm sie auf der Couch unter dem Fenster Platz, streckte die Beine aus, zündete sich eine Zigarette an und schien auf irgend etwas zu warten.

Hellmark verhielt sich still.

Alles, was mit diesem seltsamen Vorgang zusammenhing, erregte sein Interesse.

Was er dann erlebte, kam ihm vor wie ein Traum.

Etwa fünf Minuten nach der Ankunft der Frau machte sich draußen vor der Wohnungstür ein leises Kratzen und Schaben bemerkbar. Dann wurde vorsichtig geklopft.

Die Frau auf der Couch reagierte sofort, drückte die Zigarette aus und sprang auf die Beine. Hellmark konnte gerade noch in dem dunklen Arbeitszimmer verschwinden und sich hinter der Tür verbergen, als die Fremde schon durch den Flur eilte, um die Wohnungstür zu öffnen.

Eine Nachtseele schwebte herein…

Außer einer kleinen Tischlampe, die gedämpftes Licht spendete, brannte keine weitere Lichtquelle in der ganzen Wohnung.

Diese angenehme, schummrige Atmosphäre schien dem düsteren Wesen zu behagen.

Die hellen Augenlöcher leuchteten gespenstisch in der Dunkelheit.

Björn hielt den Atem an, als der Ankömmling an ihm vorüberschwebte, direkt auf den im Wohnzimmer stehenden Sarg zu.

Die Frau eilte dem Unheimlichen nach.

Vorsichtig streckte Björn seinen Kopf aus der Tür, um etwas von dem mitzubekommen, was im Nebenraum geschah.

Die Dunkelheit war im Augenblick sein bester Verbündeter.

»Kann ich noch etwas für Sie tun, Monsieur Nevieux?« fragte die Frau den gerade Angekommenen.

Auch den Fotografen hatte es erwischt! Hellmark sah, wie die dunkle Gestalt in den Sarg glitt.

»Danke, Jeanette! Es ist alles in Ordnung«, tönte die dumpfe Stimme aus ihm heraus. »Ich erwarte dich wie immer. Morgen früh wirst du kommen, um die Post aus dem Kasten zu nehmen – hast du mir etwas Wichtiges zu sagen?« fragte das Gespenst aus dem Sarg unvermittelt.

»Nein, Monsieur! Keine besonderen Vorkommnisse…«

Die Frau sagte es mit der tonlosen Stimme eines Roboters.

Der Sargdeckel ächzte leise, als die schwarze Hand des Gespenstes nach außen griff, um ihn herabzuziehen.

Dumpf schlug der Deckel zu.

Die Frau löschte die einzige, noch brennende Lampe und verließ die Wohnung. Von außen schloß sie ab.

Gleich darauf hörte Hellmark, wie das Gitterwerk des alten Aufzuges rasselte.

Alles wies darauf hin, daß die unheimlichen Gestalten, die einst Menschen gewesen waren, auf die Hilfe der wirklich Lebenden angewiesen waren.

Was aber veranlaßte diese Frau regelmäßig hierher zu kommen, um Albert Nevieux mitten in der Nacht nach seiner Rückkehr zu bestätigen, daß sie zu weiterer Hilfe bereit war?

Björn wollte es genau wissen.

Als der Aufzug im Parterre ankam, teleportierte Hellmark auf die Straße und heftete sich an die Fersen der Fremden, die einige Schritte den Gehweg benützte und dann in einen cremefarbenen Volkswagen stieg.

Hellmark lief bis zur Straßenecke und beobachtete von dort aus die Abfahrt des Autos.

Er wartete, bis der Wagen soweit von ihm entfernt war, daß man ihn kaum noch sehen konnte. Dann ließ er abermals Macabros entstehen und teleportierte zum Ende der Straße, um die Weiterfahrt des VW zu verfolgen.

Björn führte dieses parapsychologische Kunststückchen insgesamt fünfmal durch.

Eine andere Möglichkeit, sie zu verfolgen, hatte er im Moment nicht.

Der öftere Einsatz seines Doppelkörpers und das Aufrechterhalten beider Körper kostete ihn viel Kraft. Björn merkte, wie sich bleierne Müdigkeit in seinen Gliedern ausbreitete.

Er atmete auf, als die Fahrt der Fremden in der Rue Richer ihr Ende fand.

Die Frau parkte ihr Fahrzeug vor einem alten, braunroten Mietshaus, in dem im Parterre ein Antiquitätenladen eingerichtet war.

Vor Tür und Fenster des Geschäfts war ein Gitter herabgelassen, um unliebsamen Besuchern das Eindringen zu erschweren.

Neben dem Eingang hing ein vergammeltes Emailleschild, auf dem der Name: Marcel Leclerque, Privatdetektiv, stand.

Die Frau aus Albert Nevieux Wohnung besaß auch zu dieser Haustür einen Schlüssel.

Sie betrat den dunklen Korridor und schloß die Tür hinter sich nicht ab.

Hellmark mußte unbedingt wissen, was die Frau tat. Er lief im Schatten der Hauswand zur Haustür, legte vorsichtig die Rechte auf die Klinke und drückte sie herab. Er öffnete die Tür nur so weit, wie es nötig war, um ihn durchzulassen.

Auf Zehenspitzen schlich er in den Flur, sah vom Mauersprung aus das matte Aufleuchten der Stockwerkanzeige über dem Aufzug und erkannte auf diese Weise, wohin die Fremde fuhr: In die zweite Etage.

Im Schutz der Dunkelheit des Korridors lief Hellmark nach oben und sah gerade noch, in welcher Wohnung die Fremde verschwand.

Es handelte sich um die des Privatdetektivs Marcel Leclerque…

*

Selbst für Rani Mahay, der stets aufmerksam und rasch reagierte, entwickelten sich die Dinge zu schnell.

»Was haben Sie da gerade gesagt? Wer sind Sie?«

»Ich bin Jacques Belmond…«

Ein Monsieur Belmond war einer der Teilnehmer der Expedition, die zufällig auf einen Rest der Zitadelle gestoßen war!

Ehe Rani es verhindern konnte, warf der junge Mann sich mit wildem Aufschrei der Tür entgegen und riß den Riegel zurück.

»Nicht!« brüllte Rani noch.

Doch zu spät!

Das Unheil nahm seinen Lauf.

Die schwarzen Gespenster, hervorgebracht durch einen bösen Keim aus Zoor, quollen förmlich durch den Türrahmen.

Wie eine Flut schwappten sie über Jacques Belmond hinweg. Der riß instinktiv beide Augen empor und schlug um sich, als wolle er sich vor großen Vögeln, die ihn umflatterten, schützen.

Doch da gab es nichts, was er hätte berühren können. Die Geister bestanden aus schwarzem Nebel, seine Hände und sein Körper stießen durch ihn hindurch, und mit einem grauenvollen Aufschrei stürzte der Sohn Gaston Belmonds zu Boden.

Ebenso lautlos wie schnell löste sich im gleichen Augenblick aus einem der Körper jenes schlangengleiche, schauerliche Ding, das sich in seinen Körper bohrte, seine Identität, wie seinen Leib auslöschte und etwas vollkommen Neues aus ihm machte.

Rani Mahay erwischte es als Nächsten, ehe er dazu kam sich nach

Marlos zurückzuversetzen.

Er zögerte nur drei Sekunden. Doch sie wurden ihm zum Verhängnis.

Er riß noch einen Stuhl herum und wollte sich den Angreifern entgegenstellen, als das Fremde schon Besitz von ihm ergriff.

Rani taumelte.

Vor seinen Augen begann alles zu kreisen. In seinen Ohren rauschte das Blut.

Weg von hier, peitschten die Gedanken in seinem Bewußtsein. Flieh'! Ab nach Marlos… Einen Moment kam es ihm so vor, als wenn die Wände ringsum verschwinden und sich auflösen würden.

Dann hüllte brüllende Schwärze ihn ein. Das Gefühl totaler Auflösung ergriff von ihm Besitz.

Ein endloser Fall…! Todesangst!

Dann Stille.

Rani Mahay spürte einen Hauch.

Die warme Luft von Marlos?

Noch ein Rest von Erinnerung war in ihm. Doch auch der verging.

Da waren die Wände der Etablissements, das von Danielle de Barteaulieé bewohnt wurde. Schwarze Gestalten umringten ihn, als er sich erhob.

Er wußte, daß er von dieser Minute an zu ihnen gehörte. Einen eigenen Willen, einen eigenen Körper hatte er nicht mehr.

Rani Mahay war eine Nachtseele…

*

Er schloß sich ihnen an.

Im Haus gab es kein Zimmer mehr, das nicht von den unheimlichen Eindringlingen, die eine Mischung zwischen Leben aus dieser und jenseitiger Welt waren, verschont geblieben wäre.

Er schwebte mit den Geistern durch die Etage und verließ das 'Venus', ohne noch eine Erinnerung an Marlos oder den Wunsch zu haben, jemals dorthin zurückzukehren.

Ganz andere Interessen verfolgte er jetzt.

Es waren die Interessen des Irren von Zoor. Und das, was sie hier in dieser Welt machten, den Keim, den sie in sich trugen, widersprach auch der Logik jedes normalen Lebens. Dies war die Logik eines Wahnsinnigen, nach der sie sich richteten. Doch das wußten sie nicht…

Einige bewegten sich kreuz und quer, scheinbar ziellos durch das Haus, als seien sie auf der Suche nach weiteren Opfern, die sie mit dem vampirhaften Leben impfen könnten.

Andere verließen das Etablissement durch Fenster oder Türen, um

sich hinauszubegeben in die Nacht, die langsam ihren Höhepunkt überschritt.

Unter denen, die das Haus verließen, war auch Rani Mahay.

Er machte mit seinem neuen Körper, der im eigentlichen Sinn keiner war, auch völlig neue Erfahrungen.

Er wußte, wie wichtig die Dunkelheit für ihn war, wie sehr er dagegen das grelle Licht meiden mußte.

Es war für ihn ganz selbstverständlich, daß er tote Materie berühren konnte, ohne daß sein Körper sie passierte.

Anders dagegen war es, wenn er einem Menschen aus Fleisch und Blut begegnete und sich rücksichtslos auf ihn stürzte, ohne ihn jedoch wirklich greifen zu können.

Doch da war das Fremde, der Stachel des Bösen, der sich mit jedem neuen Opfer tatsächlich vermehrte und als ein Stück seines vampirischen Körpers weitergegeben wurde.

An dem, was in dieser Nacht in Paris geschah, war Rani Mahay mitbeteiligt, ohne es zu wissen. In wirklichem Sinn lebte er nicht mehr. Es war das Dasein eines Untoten, der von einem dämonischen Geist zu unwertem Leben verdammt war.

Innerhalb der nächsten Minuten verloren mehr als dreißig Menschen ihre Identität und wurden jener Armee der Gespenstischen einverleibt, ohne daß sie es wollten.

Die Saat des Wahnsinnigen aus Zoor ging auf.

Was mit einem einzigen Exemplar jenes Keims aus dem Mikroreich der Dämonischen gekommen war – hatte bereits vielfältiges Leben hervorgebracht.

Männer und Frauen von Paris wurden aus Autos gezerrt, zu Boden geworfen und von unheimlichen Gestalten umringt, die plötzlich aus finsteren Hauseingängen oder Mauervorsprüngen schnellten und sie zu ihresgleichen machten.

Die Vampire von Zoor waren unverwundbar, und nur wenigen Menschen gelang es, sich vor ihnen durch eine rasche Flucht in Sicherheit zu bringen.

In dieser Nacht herrschten das Grauen und der Wahnsinn, als die Schattengestalten einen bestimmten Bezirk der Stadt unter ihre Gewalt brachten.

Dann tauchten sie unter, als hätte es sie nicht gegeben.

Polizei- und Krankenfahrzeuge rollten durch die Straßen, die wie leergefegt waren. Die Menschen, die den Unheimlichen entkamen und als einzige über ihre Begegnung sprechen konnten, hatten sich in Kellern und Wohnungen verbarrikadiert und standen meistens unter Schockeinwirkung.

Nur wenige konnten über ihre Erlebnisse überhaupt sprechen.

Sie berichteten von ’schwarzen Gespenstern’, die lautlos

aufgetaucht und ebenso wieder verschwunden waren.

Wo aber hielten sie sich jetzt auf?

Polizei und Ordnungskräfte durchkämmten am Ort der Begegnung mehrere Häuser vom Keller bis zum Dachboden.

Doch die Männer fanden nichts.

Das war kein Wunder. Die sie suchten, hatten sich schon längst abgesetzt.

Viele hielten sich in diesen Minuten unter der Erde in der labyrinthisch verzweigten Kanalisation und den Katakomben von Paris auf.

In der absoluten Schwärze, an einem Ort, wohin sonst kein Mensch kam, suchten die meisten Zuflucht vor dem Sonnenaufgang, der bald anbrach.

Andere wiederum versteckten sich in ihren Wohnungen, verschlossen und verriegelten die Türen, machten die Rollos dicht und zogen sämtliche Vorhänge zu, um das Licht des langsam grauenden Morgens fernzuhalten.

Die Veränderten verhielten sich wie Menschen, die den Verstand verloren hatten.

Viele von ihnen räumten große Kleiderschränke aus, warfen die darin befindlichen Textilien einfach über Sessel oder Couch und suchten im Schrank dann Unterschlupf.

Als die Türen sich knarrend schlossen, herrschte jene tiefe Dunkelheit, die die Nachtsepien von Zoor benötigten, um den Tag zu überstehen, der vor ihnen lag. Die Nacht dann jedoch war ihr Metier, wo sie auszogen, um frische Opfer zu schaffen.

Das alles schien vollkommen unmotiviert. Unmotiviert für den menschlichen Verstand.

In einem kleinen Lkw, der von einem Mann in kariertem Hemd und Cordhose gesteuert wurde, befanden sich drei Särge. In ihnen lagen die schwarzen Gespenster. Jean, der Gärtner, vom Gut Saint Martin bei Minerve, steuerte sein Fahrzeug Richtung Süden. Eine Polizeistreife, die ihn angehalten und kontrolliert hätte, gab es nicht…

Andere Nachtseelen suchten gemeinsam Unterschlupf an sicheren Orten.

Von den Opfern, die sich so sprunghaft vermehrt hatten, gab es zahlreiche, die nicht in Paris oder Umgebung zu Hause waren, die als Fremde die Stadt besuchten.

Zu ihnen gehörte auch Rani Mahay.

»Ich brauche Dunkelheit… Ich muß in Sicherheit sein, ehe es Tag wird«, sagte eine der dunklen Gestalten aufgeregt zu einer anderen, die neben ihm herglitt, ohne mit dem spitz nach unten zu laufenden Körper den Boden zu berühren.

Björn Hellmark hätte sofort die Stimme seines Freundes Rani

erkannt.

»Dann komm' mit mir«, sagte die Gestalt an seiner Seite. »Ich habe viel Platz… Bei mir wirst du sicher sein und das finden, was du brauchst…«

Die Nachtseele, die so sprach, war Marcel Leclerque…

Sein Zuhause war seine Bürowohnung in der Rue Richer.

*

Carminia Brado, die sensible, charmante Brasilianerin wirkte beunruhigt.

Sie hatte ein Gespür dafür, wenn besondere Gefahren in der Luft lagen.

Ranis Verhalten machte sie stutzig.

Er war nicht mehr dazu gekommen, ihr Einzelheiten zu erklären.

Und nun befand sich Danielle de Barteaulieé auf der Insel.

Das war recht und gut so. Wenn dadurch ein Menschenleben gerettet werden konnte.

Aber noch wußte niemand, auf welche Weise sich die Anwesenheit der Französin auswirkte.

Danielle de Barteaulieé war für sie alle eine große Unbekannte.

Carminia Brado bemühte sich darum, daß man ihr die trüben Gedanken nicht anmerkte.

Leise und beruhigend auf die neu angekommene Marlosbewohnerin einredend, ging sie mit ihr zu einer leer stehenden Hütte, die verborgen hinter blühenden Hibiskussträuchern lag. Von hier aus hatte man einen Blick über das nahe blaue Meer, das sich endlos bis zum Horizont hin spannte, und die Palmenhaine, die zu Aufenthalt und Spaziergängen einluden.

Die junge Französin bedankte sich leise und mit kaum merklichem Kopfnicken für die Hilfe, die man ihr angedeihen ließ.

Die Hütte war unterteilt in mehrere kleine, gemütlich eingerichtete Räume, von denen einer als Schlafzimmer diente. Ein einfaches Bett stand darin. Dichte Vorhänge und ein handgewebter Teppich auf dem Boden schufen Wohnlichkeit.

Der neue Inselgast ließ sich auf dem Lager nieder.

»Wo bin ich hier? Was ist geschehen?« murmelte Danielle. Erst jetzt schien sie langsam wieder zu sich selbst zu finden.

»Mein Name ist Carminia«, sagte die schwarzhaarige Frau mit der braunen Haut freundlich. »Björn hat mir alles über Sie und die Ereignisse in der anderen Dimension erzählt. Er hat Sie die ganze Zeit über gesucht, aber nicht gefunden. Er war überzeugt davon, daß Sie noch am Leben sein würden, ohne jedoch zu wissen, wo dies sein könnte…«

»Björn…«, nickte Danielle. Ihre großen, dunklen Augen musterten die schone Südamerikanerin. »Wo ist er?«

»Nicht hier… Nicht im Moment jedenfalls… aber er wird wiederkommen.«

»Ich muß ihn sprechen. Ich muß wissen, was geschehen ist. Wie lange bin ich schon unterwegs?«

Danielle de Barteaulieé blickte sich nervös um.

Carminia Brado erkannte, daß die Frau von ihrem Leben in Paris nichts mehr wußte. Ihr war nicht mal bekannt, daß sie sich da aufgehalten hatte!

In ausführlichem Gespräch kam heraus, daß Danielle der Meinung war, noch in jener fremden Dimension zu sein, in der tödliche Gefahren auf sie und Björn Hellmark lauerten.

Die Brasilianerin versuchte, sie zu beruhigen.

Doch es war nicht einfach.

Danielle de Barteaulieés Nervosität nahm mit jeder Minute, da sie Hellmark nicht sehen konnte, zu.

»Warum bin ich hierher gekommen und warum taucht er noch immer nicht auf?« fragte sie ängstlich.

Für sie war damals die Zeit stehen geblieben. Und nur einer war vielleicht imstande, ihr die Tragweite dessen, was inzwischen alles geschehen war, mit den richtigen Worten beizubringen.

Björn…

»Ich werde ihn holen«, lächelte Carminia. »Ich weiß, wo er ist… Es wird ein wenig dauern, ehe er mit mir hier eintreffen wird. Geben Sie mir ein Versprechen!«

»Ja, welches?«

»Legen Sie sich hin und ruhen Sie sich aus! Sie brauchen keine Angst zu haben. Vor nichts und niemand. Sie sind auf einer Insel des Friedens. In einem Eldorado, wo das Böse keinen Eingang findet. Wenn Sie von unseren Plänen und menschlichen Schwächen, die wir alle haben, absehen wollen«, fügte sie lächelnd hinzu. Und ihr Lächeln verstärkte sich. »Da ist Pepe, ein richtiger Lausejunge! Und Jim, der diesem schwarzgelockten Burschen an Einfällen, die Streiche betreffend, in nichts nachsteht…Wenn Sie also irgendwelche wilden Schreie hören, erschrecken Sie bitte nicht! Das können nur die beiden sein. Ak Nafuur ist dafür um so ruhiger. Er ist ein stiller, bescheidener, älterer Mann, dessen väterliche Art Ihnen gefallen wird. Im Moment befindet sich außerdem noch Arson auf der Insel und Mister Patrick, den Björn hierhergebracht hat. Ihn würde ich jedoch momentan als Gesprächspartner nicht empfehlen. Richard Patrick ist verärgert…«

Danielle de Barteaulieé zuckte die Achsel. »Ich weiß nicht, was das alles zu bedeuten hat«, murmelte sie ernst. »Aber Sie werden es noch verstehen.

Lernen Sie uns nur alle erst besser kennen! Dann merken Sie auch, woher der Wind weht. Und nun – ruhen Sie sich bitte aus… Es wird Ihnen gut tun. Ich werde gleich wieder mit Björn zurück sein.«

Carminia gab ihr noch einige Verhaltensmaßregeln und ging dann nach draußen.

Die Brasilianerin wußte, daß Björn zuletzt in der Wohnung des Albert Nevieux in Paris und zur gleichen Zeit mit seinem Doppelkörper an jener Stelle im afrikanischen Busch in der Nähe Modongos gewesen war, um Näheres über den Ruinenrest in Erfahrung zu bringen.

Die gutaussehende Frau war überzeugt davon, daß auf Grund der außergewöhnlichen Ereignisse Björn sicher noch mal einen Abstecher auf den Rastplatz der Belmonds gemacht hatte.

Sie versetzte sich dorthin.

Die Ruhe von Marlos, die nur durch das leise, gleichmäßige Rauschen der Meereswellen unterbrochen wurde, wurde abgelöst von den Geräuschen des Urwalds.

Carminia kam mitten auf dem Rastplatz an, auf dem vor zehn Tagen noch die Zelte der kleinen Forschungsgruppe gestanden hatte.

Die von Marlos Teleportierte entdeckte die Ruine sofort. Sie ragte zwischen den Baumriesen massig und bedrohlich hervor, ein Fremdkörper in der grünen Hölle.

Leichtfüßig überwand die Brasilianerin den Weg vom Lagerplatz zur Ruine, als sie plötzlich stutzte.

In die allgemeinen Urwaldgeräusche mischte sich das laute Knacken eines Astes, als ob sich jemand in unmittelbarer Nähe des steinernen Tores bewegte.

»Björn?« fragte sie unwillkürlich und trat noch zwei weitere Schritt nach vorn.

Sie erblickte einen Schatten, der zwischen mannsgroßen Quadern spielte und vor ihren Augen in der Tiefe verschwand.

Außer Björn – so war Carminia überzeugt – hielt sich sicher niemand in dieser Gegend auf.

Björn erkundete das Gelände.

Carminia Brado stieg über die Steinquader, um einen Blick in den breiten Spalt zu werfen, den man fast als eine Türöffnung bezeichnen konnte.

»Björn?« fragte sie noch mal, überzeugt davon, daß der Mann, den sie liebte, ihren ersten Zuruf nicht gehört hatte.

Da schossen aus der Dunkelheit zwei kräftige braune Hände nach vorn und packten sie!

Die Angegriffene war sofort auf Abwehr eingestellt. Als Frau, die schon als Loana, Tochter des Hestus, vor zwanzigtausend Jahren haarsträubende und gefährliche Abenteuer erlebte, wußte sie sich zur

Wehr zu setzen.

Nicht verhindern konnte sie den Sturz in die Tiefe.

Ihr wurden ruckartig die Beine unter dem Körper weggezogen. Sie fiel wie ein Stein.

Im Fallen jedoch riß sie die Arme nach vorn, um sich an den Händen ihres Angreifers festzuhalten.

Sie spürte feste, muskulöse Unterarme. Die Haut fühlte sich glatt und glitschig an, als wäre sie geölt.

Im Fallen riß Carminia Brado ihren Angreifer mit. Sie fiel über ihn. Und im nächsten Moment wälzten sich die beiden Menschen auf der Erde.

Aus einer Höhe von etwa zwei Metern waren sie in die Tiefe gestürzt. Schräg über ihr gähnte der breite Spalt. Die Öffnung hob sich gegen das dunkelgrüne Laubdach der Bäume ab, das sich über dem Ruinenrest ausbreitete.

Erst jetzt, als Carminia mit ihrem Gegner kämpfte, sah sie in der hintersten Ecke der seltsam perspektivisch verzerrten Kammer, das schwache, blakende Licht einer Fackel, die dort jemand in ein Mauerloch gesteckt hatte.

Das unruhig flackernde Licht zeigte das angstverzerrte Antlitz eines Eingeborenen.

Carminia preßte die Arme des Mannes fest auf den Boden und kniete auf der Brust des unerwarteten Angreifers, der hier offenbar eingedrungen war, um das Geheimnis dieser aus dem Nichts aufgetauchten Ruine zu ergründen.

Vielleicht handelte es sich um den Medizinmann des Stammes, der in Modongo zu Hause war?

Die bizarren Wände, die in Höhe und Breite unterschiedlich waren, die Decke, die sich nicht im Winkel befand, ebensowenig wie der Boden – bewirkten ein seltsames Bild.

In einem solchen Raum fühlte man sich eigenartig beklommen und in die wahnsinnige Architektur eines Irren versetzt, für den das Leben nur noch ein Spielzeug war.

Der Eingeborene tobte und schrie, riß die Beine an und versuchte die Frau abzuschütteln wie ein lästiges Insekt. Doch diesen Gefallen tat ihm Carminia Brado nicht.

Sie sprach ihn an. Auf Deutsch, Englisch, Französisch, aber der Wilde reagierte weder auf die eine noch auf die andere Sprache.

Er war nicht der Mensch, der sie zu Fall brachte. Doch sein Verhalten gab den Ausschlag für das, was dann geschah.

Er hatte das Schicksal beschworen.

Was war das?

Carminia fühlte es instinktiv, noch ehe sie einen eindeutigen Beweis für die Veränderung ringsum hatte.

Die windschiefen Wände, die schräge Decke schienen zu wachsen. Gleichzeitig wurde der Schein der Fackel an der Wand schwächer und ferner, als würde die Lichtquelle sich weiter weg befinden.

Die Luft in Carminias Ohren begann zu rauschen, als käme ein Orkan auf.

Da ließ die Brasilianerin den unter ihr liegenden Mann los, der sich ebenfalls überraschend still verhielt, als lausche er in sich hinein.

Alles Leben schien aus seinem Körper zu weichen. Nur seine Augen befanden sich noch in steter Bewegung, wurden größer und traten hervor, so daß man meinen konnte, sie würden ihm jeden Augenblick aus dem Kopf springen.

Carminia Brado wirbelte herum und kam auf die Beine.

Zu ihrem Entsetzen sah sie, daß der Spalt über ihr riesengroß, aber auch sehr weit entfernt war, daß sie ihn nicht mehr mit ihren Händen erreichen konnte, als sie sich nach den Kanten der Steinquader streckte.

Selbst als sie sich auf die Fußspitzen stellte, war es ihr nicht möglich.

Der Raum ringsum wuchs mit rasender Schnelligkeit – Nein! gellte es da durch Carminias Inneres. Nicht die Wände wachsen, sondern die Menschen, die hier hineingeraten sind, schrumpfen!

Der Eingeborene mit dem langen, schwarzen Haar kam mit tierischem Knurren auf die Beine, blickte sich gehetzt um, sprang dann auf eine der schiefen Wände zu und schlug mit beiden Fäusten dagegen.

Alles ging rasend schnell.

Carminia hatte plötzlich das Gefühl, in einer riesigen Halle zu stehen, in der sie winzig und verloren wie eine Ameise wirkte.

Da wurden die Konturen der Mauern durchsichtig und wehten hin und her wie Nebelschleier. Dahinter dehnte sich ein bizarrer, fremdartiger Dschungel aus, in den sie beide fielen.

Die Brasilianerin spürte gleich darauf, daß der Boden unter ihren Füßen nicht mehr hart und steinig war, sondern weich und schwammig, wie aus feuchtem Laub.

Ihre Umgebung war schummrig. Im Halbdämmern sah sie bizarre Pilze und Baumstämme, die sie aufs äußerste erschreckten.

Der Eingeborene schrie gellend auf, schlug beide Hände vors Gesicht, öffnete dann vorsichtig die fest vor die Augen gepreßten Finger, um einen verstohlenen Blick durch die Ritzen zu werfen, und mußte feststellen, daß der Eindruck sich nicht verändert hatte.

Die unheimliche Umgebung war geblieben.

Ein leises Stöhnen entrann Carminia Brados Lippen.

Die Frau schraubte sich langsam von Boden empor und starrte die knorrigen Baumstämme, die alle riesige, schwarze Gesichter

darstellen, gegen die sie klein und winzig wirkte.

Die Baumriesen hatten eine Höhe von mindestens einem oder mehr Kilometern, und ein Zehntel dieser Größe wurde von den bizarren Schädeln eingenommen.

Die Gesichter waren in den Stamm geschnitzt, und alle Sinnesorgane, wie sie auch im Antlitz eines Menschen vorkamen, waren detailliert von Riesenhand herausgearbeitet.

Nicht minder unheimlich und riesig waren die Pilze, die einen unübersehbaren Wald bildeten.

Im Vergleich zu ihnen wirkte Carminia Brado winzig und verloren in dieser gewaltigen Welt, in der alles urwelthafte Größe erreichte und wild wucherte, daß man jeden Augenblick davon erdrückt zu werden fürchten mußte.

Das Raunen in der Luft kam von einem heißen Wind, der trocken durch das Blattwerk der dichten Wipfel fuhr, und sie in Bewegung setzte. Das hörte sich an, als würde ein Riese auf einem magischen Instrument spielen.

Der Eingeborene aus dem afrikanischen Busch glaubte sich in einen alptraumhaften Dschungel versetzt.

Der Unglückliche raufte sich die Haare, vollführte einen wilden Tanz um seine eigene Achse und schrie gellend auf, als würden Unsichtbare ihn angreifen.

Im nächsten Moment schoß er wie eine Rakete davon und verschwand im Unterholz. In der Dunkelheit des bizarren Riesenwaldes ließ er sich nicht mehr von Carminia zurückrufen.

Nach wenigen Schritten gab die Brasilianerin auf, atmete tief durch und versuchte innerlich zur Ruhe zu kommen.

Ihr wild pochendes Herz beruhigte sich, ihr Atem wurde langsamer.

Carminia kehrte an die Stelle zurück, wo sie aus der normalen Dimension angekommen war. Sie hoffte einen Anhaltspunkt zu finden, der ihr weiterhalf, wieder etwas in Gang zu setzen, um die Dinge rückwärts ablaufen zu lassen.

Aber alles war ’normal’ – wenn das Wort für diese Welt überhaupt zutraf.

Es gab keinen Weg zurück für sie!

Ihr wurde klar, was für ein Mechanismus automatisch in der Kammer mit den windschiefen Wänden, der schrägen Decke und dem aus dem Winkel geratenen Boden ausgelöst worden war.

Geheimnisvolle magische Kräfte, die seit Jahrtausenden in diesen Mauern schlummerten, waren erneut wirksam geworden.

Diesmal genau in die Richtung, in die sie wirken sollten, für einen, für den sie gedacht waren.

Shab-Sodd!

In dieser Kammer hatte er vor Jahrtausenden die Reise aus der Normalwelt in das Mikrouniversum angetreten, um die Herrschaft der Dämonen auch dorthin zu bringen.

Nun war sie selbst im Mikrokosmos, in einem unbekannten, fernen und fremden Land, von dem sie nichts wußte…

*

In dieser seltsamen Welt mit den alles überwuchernden Pflanzen, den riesigen, himmelragenden Bäumen und Pilzen mit den gewaltigen Gesichtern, war nicht nur die Größe und Kleinheit relativ, sondern auch die Zeit.

Carminia wußte nicht zu sagen, ob Minuten, Stunden oder Tage vergangen waren, als sie sich endlich aus dem Bann löste und die Stelle verließ, wo sie die ganze Zeit über wie angewurzelt gestanden und vor sich hingestarrt hatte.

Mit vollem Bewußtsein sah sie sich zum ersten Mal seit ihrer Ankunft eines der riesigen Baumgesichter an.

Es war grausig! Das Antlitz eines dämonisierten Manschen…

Die wulstigen Lippen, die gerade spitze Nase, die Wölbungen über den Augen – das war so intensiv herausgearbeitet, daß bequem dort oben mehrere Menschen stehen konnten, ohne den Halt zu verlieren.

Carminia Brados Schritte führten tiefer zwischen die gewaltigen Stämme eines Urwaldes, wie es ihn nicht auf der normalen Erde in der sichtbaren Menschenwelt gab.

Die unheimliche Dämmerung lockerte sich nicht ein einziges Mal.

Im Gegenteil! Mit jedem Schritt, den sie weiterging, hatte Carminia das Gefühl, als nähme die Dunkelheit zu.

Von dem Eingeborenen war weit und breit nichts mehr zu sehen. Auch akustisch hatte er sich nicht mehr bemerkbar gemacht.

Wer weiß, was aus ihm geworden war… In einem Dschungel, der wild und undurchschaubar war und so riesig, wo die Natur aus allen Nähten platzte, gab es sicher auch wilde Tiere und fleischfressende Pflanzen, wie man sie sich auf der Erde nicht vorstellen konnte.

Sie wagte nicht daran zu denken, wie groß in diesem Urwald eine Schlange oder eine Echse war. Wie schnell sie, Carminia Brado, zu einem Happen für ein solches Untier wurde…

Die unheimlichen Geräusche in der Dunkelheit ängstigten sie plötzlich noch mehr.

Unwillkürlich begann die Brasilianerin schneller zu laufen, ohne zu wissen, wozu das gut sein sollte. Ob sie nun schnell oder langsam lief – sie befand sich in einer Sackgasse und wußte keine Ausweg aus dieser Welt, die Eigentum eines irren Dämons war.

Allein schon diese Vorstellung war dazu angetan, das Grauen noch

zu steigern.

Rha-Ta-N’mys willige Schergen waren zu allem bereit. Und wenn sie erst mal wußten, daß ein Mensch aus Björn Hellmarks unmittelbarer Nähe in die Falle getappt war, dann würden sie sich einiges einfallen lassen, um Kapital aus diesem Vorteil zu schlagen.

Die braunhäutige Frau verharrte plötzlich im Schritt.

Die riesigen, kilometerweit in den Himmel ragenden Stämme schienen - so kam es ihr vor – lichter geworden.

Die Abstände waren weiter – und hinter ihnen dehnte sich eine kleine Lichtung aus, die wie ein Teil inmitten der grünen Wände ringsum wirkte.

Häuser und Hütten!

Aber wie sahen sie aus…

Unwillkürlich hielt Carminia Brado den Atem an.

Hier schien eine Bombe explodiert zu sein. Einige Wände hingen schräg nach außen, die Dächer fehlten, bei anderen Gebäuden waren Fenster und Türen verschüttet.

Eine verlassene Stadt, ein Ruinenfeld, das jahrhundertelang hier zu liegen schien!

Aber dann – stimmte etwas nicht.

Der wild wuchernde Dschungel hatte seine Fühler nach der Ruinenstätte nicht ausgestreckt. Es schien, als hätten die Pflanzen vor dieser Lichtung halt gemacht, um die Reste der einstigen Ansiedlung nicht für alle Zeiten unter sich zu begraben.

Carminia ging in die fremde, verlassene Stadt, deren Bewohner schon lange zu Staub zerfallen waren.

Eine kerzengerade Straße führte zu einem Platz, der Mittelpunkt dieser Stätte war.

Sie entdeckte die Reste eines steinernen Sockels, auf dem irgendwann eine Statue gestanden hatte.

Doch von ihr war nichts mehr zu entdecken.

Sie war aus dem Sockel herausgebrochen und abtransportiert worden.

Im Vergleich zu den Bäumen wirkten die Häuser, Hütten und Ruinenreste puppenhaft.

Die Frau wollte den Sockelrest umrunden, um auf die andere Seite zu gelangen, wo eine schmale Gasse zwischen dicht stehenden, windschiefen Hausen in eine andere Richtung führte.

Wer waren die Bewohner dieser Stadt gewesen?

Warum gab es sie nicht mehr? Weshalb waren sie ausgestorben?

Sofort fingen ihre Gedanken an, das Phänomen einzukreisen.

Antwort erhielt sie nicht.

Dafür erlebte sie eine Überraschung.

Aus der Dämmerung über ihr fiel schwer und blitzschnell etwas

herab. Ehe Carminia begriff, was geschah, war es schon zu spät.

Der Druck auf ihren Schultern riß sie zu Boden.

Instinktiv warf die Brasilianerin sich noch herum.

Ein engmaschiges Netz lag über ihr, war mit Gewichten beschwert und drückte sie zu Boden.

Ein langer, dünner Pfeil wurde aus der Dunkelheit auf sie abgeschossen. Er traf sie genau zwischen die Schulterblätter.

Die Frau streckte sich noch mal - dann fiel sie nach vorn, und das dichtgewebte Netz bedeckte den reglosen Körper wie ein schwarzes Leichentuch.

*

Björn Hellmark durchquerte in dem Augenblick den düsteren Hausflur, als die blonde Frau die Tür zur Wohnung von Marcel Leclerque aufstieß.

»Pardon, Madame«, sprach er die Fremde an.

Sie wandte den Kopf. Sie war nicht erschrocken.

Das verwunderte ihn als nächstes. Eine andere Frau in dieser Situation wäre zumindest zusammengezuckt und hätte sich vor der Begegnung mit dem Mann, der aus der Dunkelheit kam, sicher erschreckt.

»Oui, Monsieur?«

Der Mann von Marlos steuerte direkt auf sein Ziel los, »Entschuldigen Sie, daß ich Sie anspreche. Doch es hat seinen besonderen Grund. Ich habe Sie heute abend schon mal gesehen…«

»Das ist möglich, Monsieur«, entgegnete sie höflich. »Vielleicht unten vor dem Haus?«

»Ja – auch da. Und auch – in der Wohnung von Albert Nevieux…«

Hellmark beobachtete die Wirkung seiner Worte auf dem Gesicht seines Gegenüber.

Ein verwunderter Blick traf ihn. »Ich verstehe Sie nicht, Monsieur… Albert Nevieux… Ich habe diesen Namen noch nie gehört. Sicher verwechseln Sie mich mit jemand…«

Hellmark schüttelte den Kopf. »Nein, Madame! Ich habe ganz in Ihrer Nähe gestanden und bin Ihnen bis hierher in diese Wohnung gefolgt.«

»Das ist aber nicht die feine Art, eine Dame anzusprechen«, mußte er sich sagen lassen.

»Manchmal heiligt der Zweck die Mittel. In dem Fall sind sie angebracht. Erwartet Sie in dieser Wohnung, Madame, auch ein – Sarg?«

Björn wußte, daß sein Vorgehen brisant war. Aber das Verhalten der Frau forderte ihn geradezu heraus.

»Sarg?« Ihre Reaktion wirkte echt. »Wie kommen Sie denn darauf? Was soll Ihre merkwürdige Frage, Monsieur?«

In allen Einzelheiten erzählte Björn, was er in Albert Nevieux Wohnung gesehen hatte.

Die Frau stritt ab, jemals in Nevieux Wohnung gewesen zu sein und behauptete, nichts von dem, was er sagte, zu begreifen.

»Sie haben zuviel getrunken«, mußte er sich sagen lassen. »Am besten ist es, Sie gehen nach Hause und schlafen Ihren Rausch aus! Und nun – möchte ich Sie bitten, mich nicht länger zu belästigen. Ich habe anderes zu tun, als mich zu nachtschlafender Zeit mit fremden Männern im Korridor eines Hauses zu unterhalten!«

Schnippisch drehte sie den Kopf, kümmerte sich überhaupt nicht mehr um ihn, drückte die Tür zur Wohnung vollends auf und verschwand darin.

Das Verhalten dieser Frau war alles andere als normal. Er hatte endgültig den Beweis!

War sie eine Verrückte? Oder spielte sie wie eine Schauspielerin perfekt ihre Rolle?

Björn neigte eher dazu, das erstere anzunehmen.

Die Nachtseelen von Zoor – gingen auf Nh'or Thruu, den Irren, zurück. So hatte Ak Nafuur ihm gesagt.

Die Frau machte den Eindruck einer Hypnotisierten. Sie wurde als Werkzeug benutzt. Ihr Verhalten war in höchstem Maß verdächtig.

Von unten vernahm er aus der Dunkelheit das Klappen der Haustür. Es kam noch jemand.

Hellmark verdrückte sich im Dunkeln neben einem Mauervorsprung und hielt den Atem an.

Der Aufzug wurde nicht benutzt. Auch knarrende Stufen waren in der allgemeinen Stille nicht zu hören.

Und doch kam jemand! Instinktiv fühlte Hellmark es.

Es näherte sich lautlos… wie ein Gespenst…

Nein – wie zwei Gespenster!

Von der schattigen Ecke aus, in die er sich gedrückt hatte, konnte er den Treppenaufgang übersehen. Zwei schwarze, beinlose Gestalten schwebten nach oben und näherten sich der Tür. Dann war wieder jenes leise Schaben und Kratzen zu hören, das die beiden Ankömmlinge mit ihren Händen verursachten.

Weitere Nachtseelen kehrten heim!

Hellmark hatte eine furchtbare Vermutung.

Das schwarze, schlangenähnliche Ding, das versucht hatte, in Macabros' Körper einzudringen, ehe es erkannte, daß dieser Leib sich nicht dafür eignete, hatte von weiteren Menschen Besitz ergriffen und sie zu Nachtseelen werden lassen. Wie Pierre Yves Bayonne und Albert Nevieux!

Die Ereignisse, die mitten im afrikanischen Busch ihren Anfang nahmen, setzten sich hier auf eine unheimliche Weise mitten in Paris fort.

Und wahrscheinlich nicht nur in Paris… Da war das Ehepaar Belmond aus Minerve, das die Expedition mit Nevieux unternommen hatte. Waren auch die beiden zu einer Gefahr für zweite und dritte, nur an einem anderen Ort, geworden? Sein Hirn arbeitete mit der Präzision eines Computers.

Die auf das leise Klopfen und Schaben aufmerksam gewordene Frau öffnete die Tür und ließ in die Düsternis des Korridors die zwei Unheimlichen ein, ohne auf irgendeine Weise zu reagieren.

Da hielt sich Björn Hellmark nicht länger zurück.

Er nahm seine ganze Kraft zusammen und versuchte wenige Sekunden später, Macabros materialisieren zu lassen.

Es gelang!

Die kurze Ruhepause dazwischen hatte ihm gut getan.

Er versetzte seinen Doppelkörper mit gespenstischer Lautlosigkeit unmittelbar hinter die Wohnungstür, an der das Namensschild von Marcel Leclerque hing.

Damit wurde Macabros erneut zum Zeugen eines Vorganges, den er normalerweise anders nicht hätte verfolgen können.

Das große Apartment war eingeteilt in Wohn- und Arbeitsräume.

Die Frau stand abseits, als die beiden schwarzen Geister an ihr vorüber in das Zimmer schwebten, in dem, wie in Albert Nevieuxs Wohnung, tatsächlich ein Sarg stand!

»Komm’ mit!« sagte die Stimme aus einem der schwarzen Körper. »Ich muß dir einen Auftrag erteilen…«

Es war so, wie Björn vermutet hatte.

Die Frau nickte und folgte wie eine Puppe den zwei Unheimlichen in das fragliche Zimmer.

Die Mannerstimme aus dem schwarzen Körper war abermals zu hören. »Gleich am Morgen wirst du für mich einen Auftrag erfüllen.«

»Ja, Herr. Ganz wie es der Wille Nh’or Thruus aus Zoor verlangt…«

»Zuerst räume den Schrank aus, wir werden ihn benötigen. Jedoch nur für diese Nacht. Morgen früh bestellst du in diese Wohnung einen weiteren Sarg. Der Auftrag geht an den gleichen Schreiner, wie der letzte…«

»Ja, Herr«, entgegnete die Angesprochene wieder mechanisch.

Was durch das schwarze, schlängelnde Etwas aus dem. Mikrokosmos in diese Welt gekommen war, schien über eine bestimmte Anzahl von Personen völlige Kontrolle erlangt zu haben. Das geheimnisvolle Leben von drüben hatte sich durch die Körper von Menschen Werkzeuge geschaffen.

Dabei gab es zwei Dinge, die Hellmark sofort ins Auge fielen.

Aus den einen machte die schwarze, unheimliche Kraft Geister – andere Menschen behielten ihre Körper, benahmen sich aber wie Roboter und leisteten Hilfsdienste.

Die Logik eines Wahnwitzigen, eine Rechnung, die jedoch auf eine seltsame Weise aufging!

Es gab Menschen, die bedienten diese schwarzen Gespenster wie eine sorgsam gehegte Brut.

Jene Frau hatte offensichtlich den Auftrag, mehrere Nachtseelen zu versorgen.

Auch sie führte ein vampirisches Leben, jedoch auf andere Weise als die Nebelgestalten.

Wortlos räumte sie den Schrank aus, und die eine schwarze Gestalt verschwand darin. Die andere legte sich in den Sarg, den sie selbst von innen zuzog.

Dann verließ die Französin die Wohnung, während Björn Macabros auflöste, um nicht noch entdeckt zu werden.

Er beobachtete, wie die Frau davonfuhr, und mußte noch zweimal Macabros entstehen lassen, um herauszufinden, in welcher Straße und welchem Haus sie wohnte. Die dritte Fahrt führte tatsächlich in die Wohnung, wo die Frau zu Hause war. Darin stand kein Sarg.

Todmüde legte sie sich zu Bett und schlief sofort ein.

Noch mal kehrte Hellmarks Doppelkörper in Marcel Leclerques Wohnung zurück.

Der Morgen graute bereits.

Das erste schwache Tageslicht sickerte durch die zugezogenen Fenster.

Macabros nahm sich Zeit. Er stellte fest, daß die junge Frau, die Albert Nevieux und Marcel Leclerque zur Verfügung stand, die Sekretärin des Privatdetektivs war. Wie sie in diese Lage geraten war, entzog sich allerdings noch seiner Kenntnis.

Wer war die andere schwarze Gestalt, die mit Leclerque in die Wohnung gekommen war?

Wenn er auch darüber Aufklärung erhielt, wurde das, was er vorhatte, möglicherweise einfacher für ihn.

Er hatte noch keine Vorstellung davon, auf welche Weise er es herausfinden könnte. Doch der Zufall kam ihm zu Hilfe.

Macabros öffnete den Sarg, um noch mal einen Blick hinein zu werfen. Schließlich mußte dieser Tagesschlaf in der absoluten Dunkelheit eine besondere Bedeutung für die Nachtseelen haben.

Hellmark, der mit seinem Doppelkörper geistig in Verbindung stand, fuhr zusammen wie unter einem Peitschenschlag.

Die Gestalt im Innern des Sarges hatte während der letzten Stunde begonnen, sich zu verändern.

Die dunkle, nebelhafte 'Masse' zeigte eindeutig wieder menschliche

Konturen. Der Körper eines Mannes bildete sich langsam aus nebelhaftem Gebilde.

Ein Toter lag vor Macabros' Augen.

Es war der Privatdetektiv Marcel Leclerque!

Er zeigte keine äußere Verletzung. Sein Körper war weiß wie ein Leichentuch.

Macabros vergewisserte sich, daß dieser Mann wirklich tot war. Weder Herz noch Puls waren zu fühlen, die Atmung hatte ausgesetzt.

Das also war das Geheimnis der Nachtseelen tagsüber. In den Stunden, während das Tageslicht herrschte, mußten sie eingeschlossen sein in absolute Dunkelheit, offensichtlich, um die Körper vor dem Zerfall zu bewahren.

Der Gedanke daran, ließ Macabros sofort handeln. Er klappte den Sargdeckel zu.

Dann ging er zum Schrank. Nun würde sich zeigen, um wen es sich bei der anderen Nachtseele handelte, für die noch kein Sarg zur Verfügung stand.

Leise knarrend öffnete sich die Schranktür.

Macabros schrie auf.

Vor ihm stand kerzengerade aufgerichtet, den Schrank in seiner ganzen Höhe ausfüllend, der leblose Körper Rani Mahays!

*

Macabros schlug die Tür ins Schloß.

Hellmark löste seinen Doppelkörper sofort auf.

Solange er nicht wußte, wie sich der Wechsel zwischen Nacht- und Tageslicht auf diese Gestalten auswirkte, wollte er nichts riskieren.

Rani war in die Falle gegangen!

Damit spitzte sich die Situation auf eine Weise zu, die er nicht ahnen konnte.

Hellmark war aufgewühlt.

Waren diese Menschen wirklich tot - oder lagen sie nur in einem todesähnlichen Schlaf? Er mußte da Geheimnis der Nachtseelen unbedingt ergründen.

Im Moment konnte er weder für den einen noch für den anderen etwas tun.

Er kehrte auf Marlos zurück und suchte sofort die Gesellschaft Ak Nafuurs.

Ihn weihte er über die unglaublichen Ereignisse ein.

»Du kannst nichts für sie tun«, sagte der Priester aus Xantilon mit schwerer Zunge. »Es genügt, wenn ein Keim durch Absicht oder Zufall in diese Welt gekommen ist, um Tausende und Abertausende, Millionen schließlich damit zu infizieren. Nacht für Nacht wird das

Grauen noch um sich greifen. Erst in Paris, dann in den Nachbarstädten, dann im ganzen Land. Und schließlich in den Nachbarländern… Es ist, als ob man einen Stein ins Wasser wirft, und ein Kreis immer größere zieht…«

»Aber es muß doch einen Weg geben, diese unheilvolle Entwicklung einzudämmen!«

»Es gibt einen Weg! Doch der Schlüssel liegt nicht in dieser, sondern – in der Welt Nh'or Thruus. In Zoor…«

»Dann werde ich dorthin gehen…«

»Ich wußte, daß du das sagen würdest.« Ak Nafuur nickte ernst und bedächtig. »Doch sei dir auch über die Folgen im klaren, die eine solche Mission mit sich bringt. Es gibt im Moment wahrscheinlich einen direkten Weg nach Zoor. Sonst hätte von dort nichts hierher kommen können. Die Kammer in der Ruine, von der du gesprochen hast, ist dafür verantwortlich. Aber ob es auch einen Weg hierher zurück gibt, ob die Ruine, die du nun kennst, ihren endgültigen Standort im Urwald gefunden hat – das wissen wir noch nicht. Jederzeit kann es zu Veränderungen kommen.«

Das ganze Leben bedeutet stets Veränderung. Nichts ist beständig, dachte Björn.

»Solange die Ruine da ist, muß gehandelt werden. Welche Chance gibt es für Rani und all die anderen, die gezwungen sind, ein Gespensterdasein zu führen? Was kannst du mir darüber sagen, Ak? Ist der Zustand meines Freundes endgültig, oder werde ich ihn noch mal lebend sehen, wie er wirklich ist?«

Der ehemalige Dämonenpriester zuckte die Achseln.

»Das, mein Freund, entzieht sich meiner Kenntnis. Es kommt darauf an, wie stark die Kraft ist, die von Zoor herübergeflossen ist.«

»Ich werde es herausfinden. Koste es, was es wolle!« Er sah Arson an.

»Während Arson und ich versuchen, das Rätsel in Zoor zu lösen, bitte ich dich und die anderen – Richard Patrick, Alan, Camilla und Carminia – die Dinge im Auge zu behalten, die sich in Paris zeigen und wie zu befürchten ist – weiter entwickeln werden.«

»Den anderen will ich dann Bescheid sagen«, erwiderte Ak Nafuur. »Aber Carminia… hast du sie nicht selbst gesprochen?« Er war nicht minder verwundert als Hellmark. »Nein! Wie sollte ich! Sie ist hier auf Marlos, während ich…«

»Sie wollte zu dir, nachdem Danielle de Barteaulieé darauf brannte, dich zu sprechen.«

»Das ist das erste, was ich höre…«

Er lief in die Hütte, um die Frau zu sehen und zu sprechen, mit der er lange Zeit zusammen gewesen und deren Schicksal mit dem seinen verknüpft war.

Danielle de Barteaulieé hatte die Hütte, wie versprochen, nicht verlassen.

Als Hellmark eintrat, drang ein Freudenschrei über die Lippen der Französin.

Sie sprang auf und fiel Hellmark um den Hals.

»Endlich!« schluchzte sie und preßte ihn fest an sich. »Endlich habe ich dich wiedergefunden…«

Er unterhielt sich eine Weile mit ihr und versuchte, ihr die neue Situation plausibel zu machen, in die sie geraten war. Er bedauerte, daß dieses Wiedersehen, diese Freude mit einem Wermutstropfen vergällt war.

Die Sorge um Carminia reduzierte die Wiedersehensfreude und die Gewißheit, daß Danielle Stück für Stück begreifen und erkennen würde, daß es ihr gelang, ihr Leben dort fortzusetzen, wo es seinerzeit vor ihrer erzwungenen Anwesenheit in Paris aufgehört hatte.

Carminia hatte sich auf den Weg begeben, um ihn zu suchen.

Er ahnte, wohin sie dieser Weg geführt hatte.

Voller Sorge verließ Hellmark gemeinsam mit Arson die unsichtbare Insel zwischen Hawaii und den Galapagos.

Die beiden Freunde teleportierten direkt auf den Lagerplatz, auf dem die Gruppe von Gaston Belmond jenes einscheidende Erlebnis gehabt hatte, das nun so grauenhafte Folgen zeigte und von dem noch niemand wußte, wie es weitergehen würde.

Die Dämonen, die mehr oder weniger getarnt in alle Bereiche des täglichen Lebens Eingang gefunden hatten, erhielten unerwartet Unterstützung aus einem Reich, von dem man glauben wollte, daß es in sich abgekapselt war.

In Afrika bestätigten sich Björns schlimmste Vermutungen.

Die Fackel, die von dem Eingeborenen-Medizinmann in der verwinkelten, perspektivisch verzogenen Ruinenkammer zurückgelassen worden war, brannte noch immer.

In dem unruhig blakenden Schein erblickten Björn und Arson die Spuren eines Kampfes.

Jahrtausende alter Staub war aufgewühlt…

Auf dem Boden der Kammer zeigte sich der Handabdruck einer Frau.

»Carminia«, sagte Björn und wußte, daß dies die Wahrheit war.

Doch von Carminia und demjenigen, mit dem sie hier zusammengetroffen war, gab es keine Spur mehr.

Während Arson und Björn die Kammer durchsuchten, merkten sie, wie ihre Umgebung ins Riesenhafte wuchs.

»Der Mechanismus funktioniert«, ’ sagte Hellmark mit dunkler Stimme, und seine Miene wurde hart, wie aus Marmor gemeißelt. »Jetzt können wir nur noch hoffen, daß das, was wir tun, denen

zugutekommt, für deren Schicksal wir Verantwortung tragen. – Arson, du kannst noch zurück, wenn du willst. Für mich gibt es nur einen Weg: Ich muß ihn gehen! Ich muß Carminia folgen und herausfinden, was es mit den Geheimnissen auf sich hat, die sich so unheilvoll auf unser Leben auswirken. Noch ist es Zeit. Verlaß die Kammer, wenn du willst…«

Doch Arson wollte nicht. Er blieb bei Hellmark, und sie wurden beide hinübergetragen in das Reich des mikroskopisch Kleinen, in ein Universum, wo das Atom groß wie eine Sonne war.

Sie gingen nach Zoor…

ENDE